Burdel - Bürdel : Geschichte einer Einwanderer-Familie

Autor(en): **Kopp, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **94 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-118012

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 94 (1998), H. 1, 69-99

Burdel – Bürdel

Geschichte einer Einwanderer-Familie

Peter F. Kopp

Herkunft der Familie[1]

Anse liegt bei der Mündung des Azergues in die Saône. Schon zur Römerzeit stand hier ein Palast, und noch im 10. Jahrhundert stiegen hier Könige ab. Selbst Kirchenversammlungen wurden abgehalten. Das erste Konzil in Anse fand im Jahre 990 statt. Der (verrufene) Papst Johannes XV. blieb allerdings in Rom, denn es handelte sich um ein Provinzkonzil, das von den Erzbischöfen von Lyon und Vienne geleitet und von zahlreichen ihrer Suffragane besucht wurde. Drei Jahre früher hatte Hugo Capet das französische Königshaus der Capetinger begründet, doch seine Kronländer umfassten nur ein kleines Gebiet um Paris und Orléans herum. Anse gehörte nicht zu Frankreich, sondern zum Königreich Burgund, das im Süden bis ans Mittelmeer, im Norden bis nach Basel und im Osten bis ins Wallis und in die Westalpen reichte, mit Lyon als Hauptstadt.

994 fand in Anse wieder ein burgundisches Konzil statt, diesmal nicht in der Basilika St-Romain, sondern in einem restaurierten alten Kloster. 1025 kehrte man in die St. Romanskirche zurück, der Erzbischof von Lyon hiess immer noch Burkard, wie 35 Jahre zuvor, doch der Papst hatte inzwischen sieben Mal gewechselt. Auch nachdem das Königreich Burgund im Jahre 1033 ans Deutsche Reich übergegangen war, erkor man Anse 1070, 1076/7, 1100 und 1112 erneut zum Konzilsort. Dann flammten die Machtkämpfe zwischen dem Erzbischof und dem Grafen von Lyon wieder auf, sie endeten 1173 mit dem Sieg des Erzbischofs. Dieser hatte sich fortan mit den aufstrebenden Bürgern der Hauptstadt auseinanderzusetzen. Die Konzilien fanden nun in Lyon statt und betrafen die gesamte Christenheit, dasjenige von 1245 dauerte sieben Jahre, Papst Innozenz IV. wütete von hier aus gegen den Staufen-Kaiser Friedrich II. Als Papst Gregor X. 1274 zum 14. allgemeinen Konzil nach Lyon kam, musste er hier erst Frieden stiften. Ein Menschenalter später übersiedelten die Päpste ganz nach Avignon; vorher war Anse erneut Konzilsort.[2]

Anse muss demnach eine wichtige Stadt gewesen sein, nahe der Grenze zu Frankreich, die damals ein gutes Stück westlich der Saône verlief, in der Gegend von Mâcon dagegen um so weiter über die Saône nach Osten übergriff. Dank einer turmbewehrten Burg beherrschte der Erzbischof von Lyon die Gegend.

Doch im 13. Jahrhundert gründeten die Herren von *Beaujeu* 5 km saôneaufwärts eine Konkurrenzstadt, statteten sie mit bedeutenden Freiheiten aus – wie ihr Name *Villefranche-sur-Saône* sagt –, so dass sie Anse überflügelte und zur Hauptstadt des *Beaujolais* wurde. Im Spätmittelalter kam die ganze Provinz an Frank-

reich. (Seit der Revolution gehört Anse zum Département Rhône und ist Hauptort eines Kantons mit 15 Gemeinden.)

Auch ohne den Grenzverkehr fanden in Anse ein paar tausend Einwohner dank dem Wein an den sanften Hügeln und dem unablässigen Verkehr zwischen Mâcon und Lyon immer noch ein hinreichendes Auskommen.

Einer, dem der Durchgangsverkehr dort einigen Wohlstand verschafft hatte, war der Hufschmiedemeister *Charles Burdel.* Er wohnte in der Pfarrei St-Pierre.

Am 14. November 1727 wurde ihm ein Knabe geboren und am folgenden Tag getauft auf den Vornamen Claude.[3] Als Pate unterschrieb ebenfalls ein Claude Burdel, vermutlich Grossvater oder Onkel des Täuflings. Die Mutter war eine geborene Porchet, Marguerite mit Vornamen, und die zweite Frau des Charles.[4] Der ersten Ehe (mit Catherine Perroud) waren zwei Mädchen entsprossen, der zweiten eine Claudine, vor Claude, nach ihm eine Anne Claudine. Meister Burdel, der bei seinem Tod sechzig Jahre zählte, soll am 9. September 1732 sein Testament gemacht und Claude zu seinem Universalerben eingesetzt haben. Er starb am 20. Januar 1737 und wurde am 23. begraben. Dies geschah in der Kapelle des hl. Eligius (Saint Eloy, Patron der Schmiede), welche an die Pfarrkirche anstiess, in Gegenwart seines Sohnes *Claude Burdel,* der mit dem Pfarrer und einem weitern Zeugen die Eintragung ins Pfarrbuch unterschrieb.[5]

Die Unterschrift ist die eines schreibsicheren, reifen Menschen, doch zählte dieser Claude Burdel damals erst zehn Jahre.

Wie man Spielkarten macht

Am 9. Dezember 1739 – Claude hatte eben das statutarische 12. Lebensjahr vollendet – schloss die Witwe Burdel mit *Melchior Vianey,* Kartenmachermeister und Kartenhändler in Lyon für ihren Sohn Claude einen Lehrvertrag für fünf Jahre ab.[6] Sie hatte Anse verlassen, lebte nun als Weinhändlerin an der Rue Grenette zu Lyon und war froh, fortan nur noch für seine Kleider und Wäsche aufkommen zu müssen. Unterkunft und Nahrung fand der Lehrling brauchgemäss beim Lehrmeister. Ein eigentliches Lehrgeld hatte sie nicht zu zahlen. Die Vianey waren mindestens seit 1645 als Kartenmacher in Lyon bekannt,[7] Lyon schon seit dem 15. Jahrhundert eine weithin berühmte Spielkartenstadt.[8]

Seit wann gibt es Spielkarten? Niemand weiss es. Die erste Nachricht, die man von ihnen hat, ist, dass sie 1367 in Bern verboten wurden.[9]

Zehn Jahre später wurde das Kartenspiel auch in Florenz verboten, aber in Basel beschrieb es ein Dominikaner als irdisches Abbild der himmlischen Hierarchie. Er hiess Johannes und stammte aus Freiburg im Breisgau, man hat ihn fälschlicherweise mit dem Zunamen «von Rheinfelden» versehen.[10] Es gibt allerdings Spezialisten, welche annehmen, die Spielkarten seien von den Sarazenen zu uns gekommen, obschon noch keine älteren Spielkarten nachgewiesen werden konnten als die europäischen und die Araber ihre kulturelle Hochblüte längst hinter sich hatten.

Wie auch immer, jedenfalls war das Kartenspiel im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts plötzlich da, verbreitete sich schneller als die Pest und verlangte Massenherstellungsmethoden, die über Holzschnitt und Kupferstich schliesslich zur Entwicklung des Buchdrucks führten. Der Holzschnitt blieb für viele Jahrhunderte die Drucktechnik für Volksspielkarten, nur besonders kostbare Karten, meist von Künstlern eher zum Sammeln und Betrachten als zum Spielen geschaffen, entstanden durch den Kupferstich.[11]

In den verschiedenen Kulturräumen entwickelten sich unterschiedliche Farbzeichensysteme, die noch heute gelten, so in Deutschland Herzen, grüne Blätter, Schellen und Eicheln, letztere kennt man auch in der Schweiz, allein hier hat man statt Herz und Grün Schilten (Wappen) und Rosen. In Frankreich sind es Herz, Ecke (Diamant), Schaufel und der Zweig, den wir «Kreuz», die Welschen «trèfle» nennen.[12]

Während die andern auch die Farbzeichen druckten und mittels Schablonen nachträglich alle Karten bemalten, kamen die Franzosen schon bald auf die Idee, die bei ihnen so viel einfacheren Farbzeichen auch mit Schablonen anzubringen statt zu drucken. Dadurch vereinfachte und verbilligte sich die Herstellung französischer Karten bedeutend, was nicht unwesentlich zu ihrer Verbreitung beitrug, über Frankreich hinaus in die halbe Welt.

Das Anbringen der Farbzeichen dürfte freilich nicht eine der ersten Arbeiten gewesen sein, die der junge Burdel lernte. Dank den französischen Aufklärern Denis Diderot und Jean Le Rond d'Alembert und ihren Mitarbeitern sind wir genau unterrichtet, wie damals in Frankreich die Spielkarten hergestellt wurden. In ihrer *Encyclopédie* haben sie die Arbeitsgänge beschrieben und illustriert. Weil man in der Schweiz auch so etwas haben wollte, doch verträglicher mit dem christlichen Glauben, gab Fortunée-Barthélémy de Félice unter dem Patronat des grossen Albrecht Haller von 1770–1780 die *Encyclopédie d'Yverdon* in 58 Bänden heraus. Er war Italiener, Franziskaner und Physikprofessor, hätte Bischof werden können, zog es jedoch vor, eine inzwischen unglücklich verheiratete Jugendgeliebte zu entführen. Nachdem sie erwischt worden waren, gelang es ihm, nach Bern zu flüchten. Haller nahm sich seiner an, Félice trat zum reformierten Glauben über, heiratete dreimal und zeugte 13 Kinder.[13] Beim Handwerk des Kartenmachers fand er in der Encyclopédie nichts Unchristliches, so beschränkte er sich darauf, den Text des französischen Vorbildes abzuschreiben und die Illustrationstafeln auf das kleinere Buchformat reduzieren zu lassen. Der Kupferstecher Boily, ein in Freiburg ansässiger Franzose, nahm sich dabei nicht die Mühe, die Zeichnungen wieder umzukehren, so muss man sich diese Darstellungen seitenverkehrt vorstellen (Abb. 1–3).[14]

Wie machte man also Spielkarten?

Zuerst brauchte man Leim und Papier. Der Leim wurde aus Mehl und Stärke hergestellt, je besser gekocht, um so solider und weisser wurde er. Dies erfolgte in einem grossen Hafen; den gekochten Leim liess man in Zubern abkühlen, dann goss man ihn übers Sieb, um ihn auszugleichen und von unerwünschten Einschlüssen zu reinigen.

Dann musste der Lehrling lernen, das Papier zu unterscheiden: Da war das *papier-pot,* es hiess so, weil darin ursprünglich ein Blumentopf als Wasserzeichen der Papiermühle zu sehen war; längst hatten die Wasserzeichen gewechselt, doch der Name war geblieben. Ein weisses, ziemlich schweres Papier, sollte es doch die Vorderseite der Spielkarten bilden: die Kartenbilder König, Dame, Bube oder Zählkarten (bei uns «Brettchen» genannt). Darunter kam das *papier-étresse,* das der Karte den Halt gab. Wenn man drei Lagen verwendete (für Spiele mit zahlreichen Karten), war es um einiges schwerer als das vorherige, sonst etwa gleich schwer. Zuunterst kam das eigens hergestellte *papier-cartier,* das schwerste von allen, doch auch sehr weiss und gut geleimt, denn es sollte der Karte als Rückseite dienen, musste also gut gleiten und keinerlei Unregelmässigkeiten aufweisen, welche die Spieler hätten missbrauchen können, um Karten von der Rückseite her zu erkennen. (In Frankreich liess man die Rückseiten weiss und konnte sie noch als Notizpapier verwenden, wenn sie zum Spielen unbrauchbar waren; bei uns wurden sie mit stereotypen Mustern bedruckt.) Ehe man kleben konnte, mussten die Papierbogen gesäubert, in der richtigen Reihenfolge gemischt und aufgebeigt werden; ein guter Arbeiter schaffte bis zu 18 Beigen im Tag.

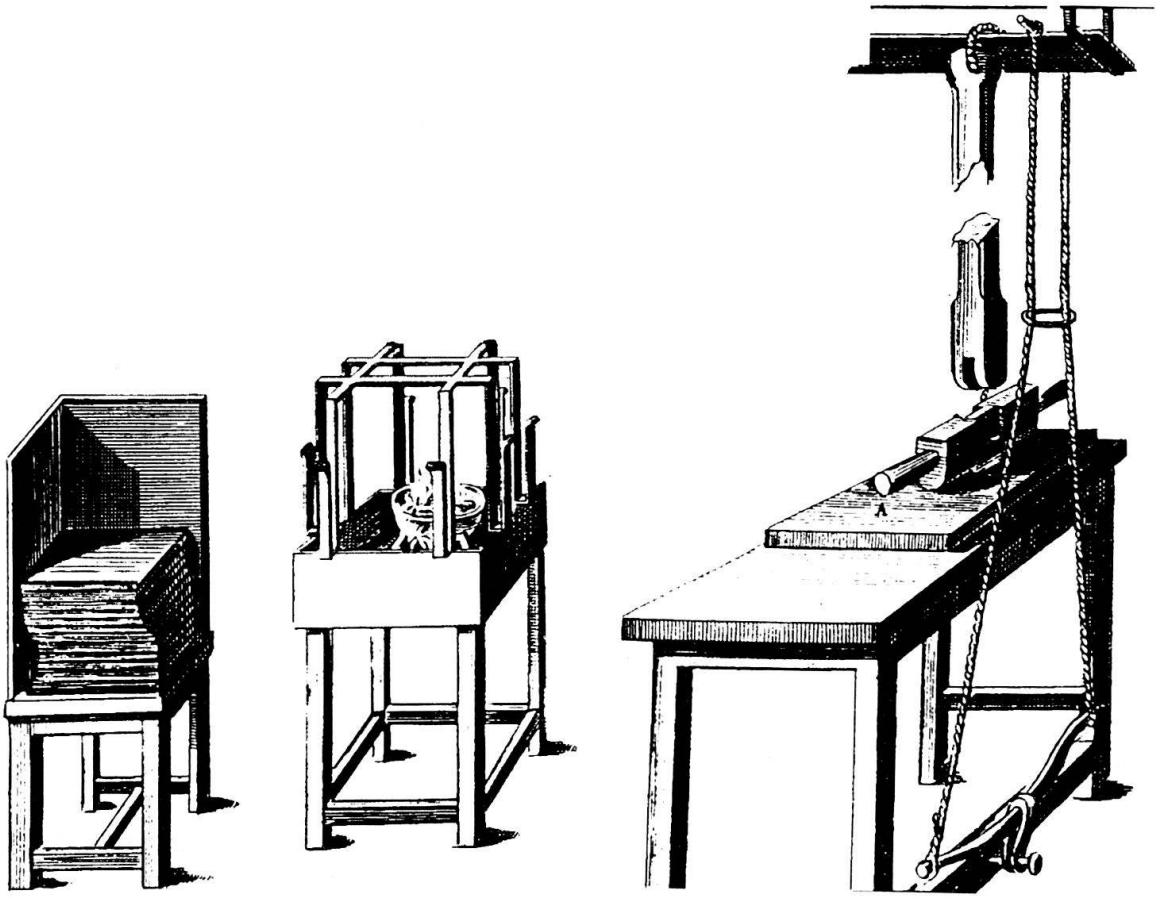

Abb. 1:
Links: Gestell für trockenen Karton, mitte: Leimtopf mit Heizvorrichtung, rechts: Glättevorrichtung für geleimten Karton.

Erst recht schnell musste das Leimen gehen: Zuerst klebte man Vorderseite und Füllpapier zusammen. In einem dreizehnstündigen Tag klebte man mit einer Hilfskraft um die 500 Bogen, sonst die Hälfte. Die Beige mit geklebten Bogen wurde ungefähr während einer Stunde unter der Presse gelassen, damit der Leim gut ziehen konnte und der überflüssige herausgedrückt wurde, denn wenn zuviel Leim daran blieb, nahm das Papier die Farbe nicht mehr an.

Dann pickte der Gehilfe mit der Ahle ein Loch in fünf bis sechs Bogen, steckte eine gebogene Nadel hindurch und hängte sie an eine Leine zum Trocknen. An einem Sommertag dauerte es 24 Stunden bis sie trocken waren, bei Regen oder im Winter musste man den Trockenraum mit Öfen heizen und benötigte etwa 36 Stunden. Viel weniger Zeit verlangte das Abnehmen der trockenen Bogen: drei Stunden für das, was man in einem ganzen Tag geleimt hatte.

Länger dauerte es, die Bogen voneinander zu trennen. Um nicht ins Papier hineinzuschneiden, verwendete man dafür ein Messer aus Holz. Wenn man die Bogen so gemischt hatte, dass stets zwei Füllpapiere zwischen zwei Vorderseiten zu liegen kamen, trennte man die Füllpapiere noch nicht. Jedenfalls aber wurden die Bogen geglättet. Jeder einzelne Arbeitsgang hatte seinen besonderen Namen.

Jetzt kam das Anbringen der Farbzeichen. Man legte die Schablone aufs Papier und fuhr mit dem Farbpinsel darüber, so dass die ausgeschnittenen Stellen Farbe annahmen. Dabei musste man darauf achten, dass jede Stelle genug, doch nicht zuviel Farbe abbekam und nichts davon unter die Schablone lief. Man konnte pro Tag etwa 60 Bogen mit Farbzeichen versehen.

Der Junge beherrschte das bald und durfte mit der Zeit die Figuren bemalen. Das Verfahren war dasselbe, die Arbeit allerdings heikler, denn da gab es nicht nur Rot und Schwarz, sondern noch Gelb, Grau und Blau, für jede Farbe eine Schablone, die sehr genau auf den Papierbogen gesetzt werden musste. Darum brachte man es nur auf zwölf Bogen im Tag. Das Bemalen ging am schnellsten, wenn man mehrere Bogen nebeneinander legen und mit dem Pinsel einfach weiterfahren konnte. Da die Farbe ziemlich schnell trocknete, konnte man den Bogen umwenden und auch hinten färben, sofern man das Papier entsprechend gemischt hatte. Dieses Verfahren verhinderte zudem, dass Rückseiten mit zuwenig getrockneter Farbe beschmutzt wurden. Man trennte dann nach dem beidseitigen Färben den Doppelbogen, indem man die Ecken etwas zerriss, bis man mit dem Holzmesser zwischen die beiden Füllpapiere fahren konnte.

Nun konnte das Ganze wieder von vorne beginnen: Papier mischen, Rückseite an die geleimten Bogen kleben, pressen, aufhängen – diesmal nur deren zwei mit einem Messingdraht als Verstärkung – trocknen lassen, abnehmen, trennen, glätten.

Diesmal musste der Karton seine endgültige Glätte erhalten; Karten die nicht richtig rutschen, sind so gut wie unbrauchbar. Man erhitzte also die Vorderseite, legte sie auf eine Marmorplatte, wichste den Karton mittels Filz mit trockener Seife und polierte ihn ausgiebig mit einem Polierstein, der mit einem Arm an der Decke befestigt war, so dass er stets in geraden Strichen über den Karton lief (vgl. Abb. 1

rechts). Dasselbe geschah auch mit der Rückseite. Ein guter Arbeiter schaffte 20 bis 25 Bogen im Tag.

Anschliessend trug man die fertigen Bogen zu einer grossen, an einen Tisch montierten Schere, womit jeder zuerst oben, dann rechts beschnitten, darauf der Höhe nach in Kartenbahnen zerteilt wurde; diese Bahnen wurden dann mit einer zweiten, kleineren Schere zu Karten zerschnitten. Jetzt konnten sie geprüft und mit einer Stahlspitze nochmals Unreinigkeiten entfernt werden. Nachher wurden sie sortiert nach Qualität: Die schönsten nannte man «la fleur», dann kamen solche mit schlechterem Papier, doch noch fehlerlos, dann solche mit Fehlern, zuletzt die defekten, welche man pfundweise verkaufte. Man musste mit 5–6% Abfall rechnen.

Schliesslich konnten die Karten nach Werten sortiert – Schaufel-König zu Schaufel-König, Herz-Sechs zu Herz-Sechs – und zu Spielen zusammengetragen werden. Das fertige Spiel wurde eingepackt in einen Umschlag mit dem Namen des Kartenmachers.

Burdel lernte auch die Farben aus Pflanzen oder Mineralien zubereiten und mischen. Für das Schwarz brauchte man eine Eisenverbindung und Blauholzextrakt, für das Rot Mennige, für das Gelb Extrakte aus Gelbholz und Kreuzberg sowie Ocker, für das Blau Azurit. Langwierig war das Herstellen der Schablonen: Auf ein starkes Papier wurde eine Masse aus zerstampften Eierschalen, Leinöl und Gummiarabikum aufgetragen, getrocknet, dann wurden die Löcher mit speziellen Stanzeisen hineingestanzt, schliesslich wurden die Oberflächen noch mit Kitt und Lack so glatt gemacht, dass ja kein Pinselhaar und möglichst wenig Farbe daran hängen blieb.

Doch wie waren die Figuren aufs Papier gekommen? Die Pariser Encyclopédie zeigt diesen Vorgang nicht, und Félice fand ihn nicht so unabdingbar für den christlichen Glauben, dass er ihn eingefügt hätte. Als die Pariser Vorlage erschien, war es den französischen Kartenmachern bereits verboten, in ihrem Atelier Kartenbilder zu drucken. Damit sie die Spielkartensteuer nicht umgehen konnten, mussten sie auf dem Büro des Steuereinziehers drucken, mussten das *papier-pot* von ihm beziehen und durften selbst nicht einmal Druckstöcke herstellen oder auch nur aufbewahren.

Als Claude Burdel in der Lehre stand, war dies glücklicherweise noch nicht so. Immer noch wurden die Kartenbilder im Holzschnittverfahren gedruckt. Er lernte, dass man die Holzstöcke äusserst sorgfältig behandeln musste, damit sie möglichst lange brauchbar waren, denn sie waren das eigentliche Kapital des Kartenmachers.

Darum druckte man nicht unter der Presse, sondern mit Bürste und Ballen. Zuerst tunkte man das *papier-pot* ins Öl und presste es während sieben oder acht Stunden. Dann färbte man mit einer langborstigen Bürste die Stege des Holzstocks mit Druckerschwärze – aus Leim und Lampenruss – ein, legte den Bogen darauf und rieb mit Ballen darüber. Diese Ballen waren mit Rosshaar oder Binsen gefüllt, sie mussten von Zeit zu Zeit mit wenig Öl angefeuchtet werden, damit sie besser glitten und das Papier nicht zerrissen. Die bedruckten Bogen wurden vor dem oben beschriebenen Mischen und Leimen an einem Seil zum Trocknen aufgehängt.

Woher aber kamen die Holzschnitte? Sie wurden nicht vom Kartenmacher, sondern von einem Graveur geschnitten. Wer genügend Talent besass, lernte beide Handwerke. Bei Claude Burdel war dies der Fall. Als Vorlagen dienten gewöhnlich vorhandene Spiele, die durchs Kopieren seitenverkehrt umgesetzt wurden. Neuerungen waren bei den Spielern wenig beliebt.

Übrigens brauchte man zwei Druckstöcke für die zwölf Kartenfiguren; auf dem ersten waren alle Könige und Damen sowie die schwarzen Buben (Schaufeln und Kreuz) zweimal vorhanden, auf dem zweiten dagegen gab es je zehn rote Buben und 10er Karten, denn dafür brauchte man nachher nur vier Farben (kein Schwarz) beim Bemalen; man druckte davon jeweils nur einen Bogen statt deren fünf.

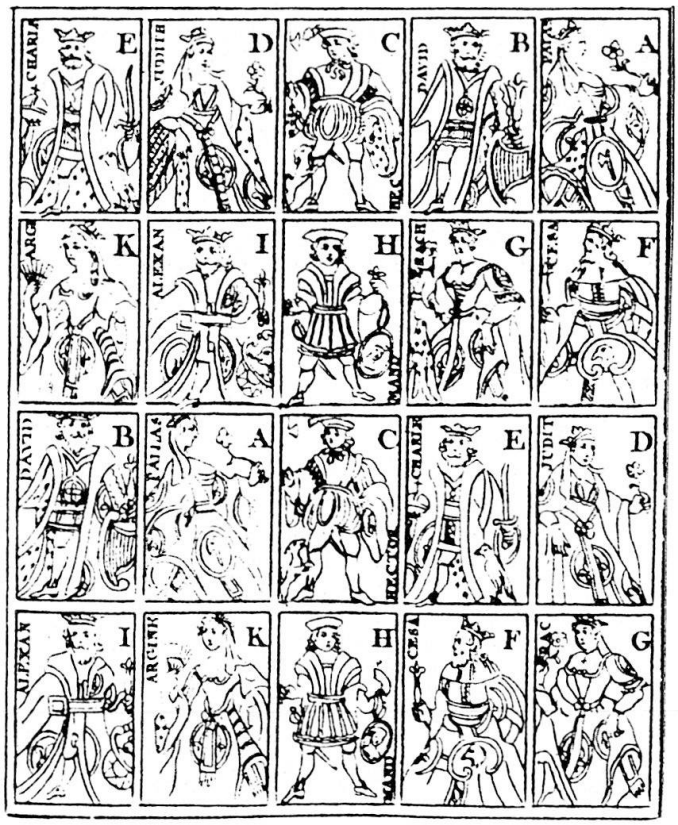

Abb. 2:
Druckstock für Bildkarten

Natürlich wurde im Atelier Vianey nicht nur eine Sorte von Kartenspielen hergestellt, sondern mehrere, mit unterschiedlichen Kartenzahlen. Besonders verschieden waren die Tarockkarten. Ein Spiel zählte 78 Blatt, war im Format um einiges grösser als die gewöhnlichen Karten, hatte italienische Farbzeichen (Becher, Münze, Schwert und Stab), und eine eigene Trumpffarbe mit absonderlichen Figuren wie Papst und Päpstin, Tod und Teufel. Das Tarockspiel wurde eher von den oberen Gesellschaftsschichten und Offizieren gespielt und erzielte höhere Preise.

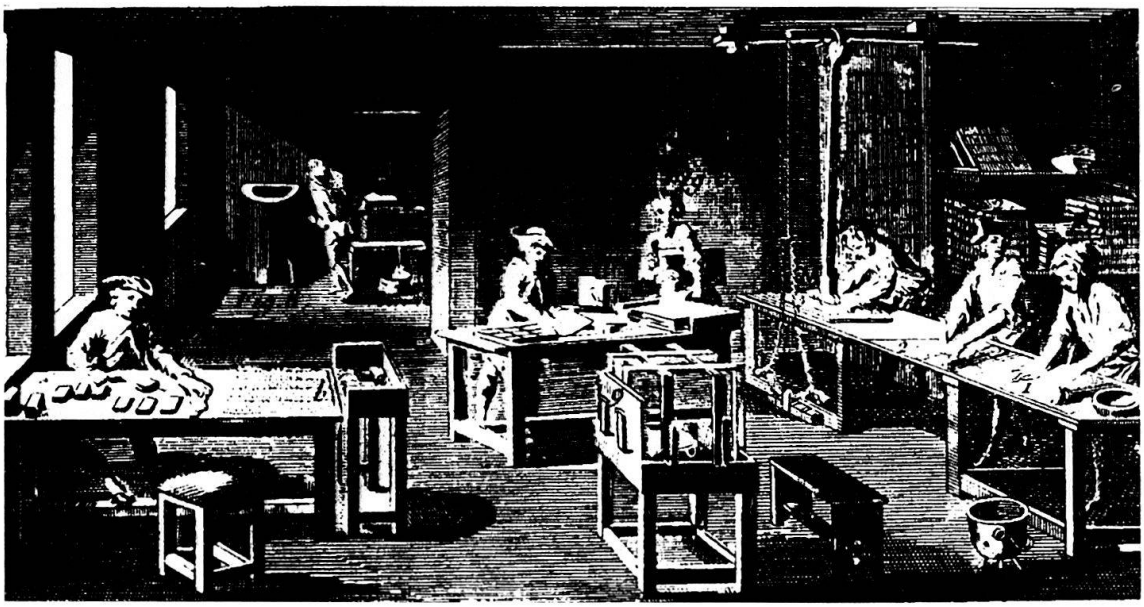

Abb. 3:
Kartenmacherei

Sechs Livres kostete die Beglaubigung des Lehrabschlusses durch Jean-Baptiste Bourdelain, maître-garde der Communauté des cartiers de Lyon mit Eintrag in deren Mitglieder-Register.[15] Diese Vereinigung war 1614 von 13 Lyoner Kartenmachern gegründet worden.[16] Der Lehrmeister bescheinigte dem freigesprochenen Lehrling in origineller Orthographie, unten am Vertrag, dass er ihm treu gedient habe und arbeiten könne, wo es ihm gut scheine. Dies geschah am 4. Januar 1745.

Wo schien es ihm gut? Wir wissen es leider nicht. Er war übrigens nicht der einzige Kartenmacher seines Namens in Lyon: 1747 ist noch ein François Burdel nachgewiesen,[17] ferner ist von einem Jacques Burdel aus Lyon ein Kreuz-Bube bekannt,[18] ob und wie sie mit Claude allenfalls verwandt waren, ist nicht ermittelt worden.

In Freiburg

Wir wissen nicht, wo Claude Burdel nach beendeter Kartenmacherlehre gearbeitet hat. Irgendwann kam er zum Militär und diente in der Compagnie de cannonniers de Santigny, bataillon de Gaudechart au Régiment royal d'artillerie. Dieses war zuletzt stationiert in La Fére près de St-Gobain/Laon, in Nordostfrankreich. Am 3. September 1750 erhielt er dort seinen endgültigen Abschied. Darin wird er beschrieben: etwa 172 cm gross – das war damals ziemlich viel –, hellbraune Haare und Augenbrauen, rotbraune Augen, bedeckte Stirne, langes Gesicht mit Sommersprossen, grosse, kurze Nase, oben eine Narbe; Übername «Belroze».[19]

Bereits ein Jahr früher war er – offenbar beurlaubt – in Freiburg aufgetaucht und hatte die Erlaubnis erhalten, sich hier niederzulassen, sofern er sich gut aufführe.[20]

Warum verliess er Frankreich? Vielleicht wegen der Spielkartensteuer. Es gab sie in Frankreich schon seit 1583, und zwar erhob man sie direkt beim Hersteller.[21] Zur besseren Kontrolle der Kartenmacher wurde das Kartenbild für jede Provinz genau vorgeschrieben. In Lyon galt eben das «portrait de Lyon». Als einzige Abweichungen waren der Name des Kartenmachers zwischen den Füssen der schwarzen Buben und die Initialen des Graveurs auf ihren Hellebarden gestattet.

Nach dem Tode des verschwenderischen Louis XIV. hatte der liberale Regent 1719 die Spielkartensteuer abgeschafft.[22] Zum Glück für Claude Burdel, der in einer Periode ungehinderter Blüte seines Handwerks noch alles lernen konnte. Am 16. Februar 1745 hatte Louis XV. die Spielkartensteuer wieder eingeführt.[23] 1751 wies der König die Einnahmen aus der Spielkartensteuer der neugegründeten Militärschule zu und erliess ein äusserst scharfes Reglement für die Spielkartenherstellung, das die Kartenmacher auf eine schwer erträgliche Art einengte, wie wir oben angetönt haben. Claude Burdel hatte sich rechtzeitig in Freiburg niedergelassen.

Warum kam er gerade nach Freiburg? Vielleicht war jener Louis Burdel, welcher hier am 25. April 1667 eine Marguerite Zimmermann geheiratet hatte, ein Verwandter von ihm?[24] Vielleicht hatte Claude bereits in Lyon mit Freiburger Messebesuchern Kontakte aufgenommen oder in seiner Garnisonsstadt, wo auch öfter Schweizer Söldnertruppen lagen,[25] wegbereitende Beziehungen angeknüpft? War es die gute Gelegenheit, in Freiburg beim Kartenmacher Coly zu arbeiten, Meister zu werden und wohl auch dessen Werkstatt zu übernehmen.[26]

Man ist in der Schweizergeschichte gewöhnt, das Freiburg des Ancien Régimes als eine absolutistische, hermetische Oligarchie anzusehen. Im Vergleich zur französischen Monarchie muss es Burdel als ungleich offener und freier vorgekommen sein. Vor allem war es viel überschaubarer: Es gab den Grossen Rat der Zweihundert, den geheimen Rat der 60 und für die täglichen Geschäfte den Kleinen Rat mit 24 Mitgliedern. Im Gegensatz zu Burdels alter Heimat war es hier selbst einem einfachen Kartenmacher möglich, mit seinen Anliegen an der Spitze des souveränen Staates Gehör zu erlangen.

Burdel – seit 1751 Meister – probierte es bald aus. Er hatte eine neuartige Maschine installiert, um den Karton zu trocknen. Seine Nachbarschaft im Spitalquartier äusserte Bedenken. Burdel ersuchte den Rat um einen Augenschein. Tatsächlich nahm der Baumeister einen solchen vor und berichtete, «daß nicht nur kein feürs-gefahr daraus zu beförchten, sondern auch daß die Nachbarschaft von ihrer opposition abgestanden seÿe». Der Rat verfügte gnädig, Burdel könne «seiner Profeßion nachgehen, wofern er die Kisten, worinnen die Carton getröchnet wird, mit Blech beschlagen werde»; ferner solle er die gedachte Kiste an einen tieferen Ort setzen.[27]

Abb. 4:
Münzen-Zwei aus Tarock von Claude Burdel 1751

Kühner geworden, erbat sich Burdel vom Rat das exklusive Privileg, sich Kartenmacher Ihrer Exzellenzen nennen und dies auf den Umschlägen seiner Karten und auf einem Schild am Haus kundtun zu dürfen. Auch dies wurde ihm bewilligt, solange er sich wohl verhalte und kein Freiburger ihm Konkurrenz mache.[28] Ein solcher Spielkartenumschlag hat sich sogar erhalten, er trägt die Aufschrift: «CARTES FINES DE CLAUDE / BURDEL METRE CARTIER PRIVIL / EGIE DE LEURS SOUVERAINES EXC / ELLENCES DE FRIBOURG DEMEURANT / PLACE DU GRAND SAINT JEAN / A FRIBOURG EN SUISSE» mit dem geviertelten Wappen von Stadt und Kanton Freiburg sowie seinen Initialen «C.B.» zum Zeichen, dass er den Druckstock dazu selber graviert hatte.[29]

In diesen Jahren heiratete er Anne-Marie Schmid, die ihm eine Reihe von Kindern schenkte. Seine Mutter war in Lyon geblieben und hatte dort weiter als Wirtin gearbeitet; sie starb am 11. März 1757 und wurde am folgenden Tag auf dem Friedhof St. Laurent begraben.[30]

Burdel machte offenbar gute Geschäfte mit seinen Spielkarten, denn am 1. April 1766 konnte er ein Haus an der Obern Matte kaufen. Verkäufer war der Patrizier Simon Joseph Udalric Wild, Mitglied des Grossen Rates.[31] Der Kaufpreis betrug 600 gute Ecus, ohne Verzinsung zahlbar in jährlichen Raten von 60 Ecus, wofür ein Revers ausgestellt wurde.[32] Die ausserordentlich entgegenkommenden Bedingungen zeigen, dass der Verkäufer ihm sehr gewogen war. Tatsächlich zahlte Burdel bereits gegen Ende April 50 Ecus, an Weihnachten pünktlich ebensoviel, dann aber geriet er zeitweise monatelang in Verzug, 1773 und 1774 bezahlte er gar nichts, erst am 28. Dezember 1777 – mit einem Jahr Verspätung – war die Schuld, wofür er mit seiner ganzen Habe haftete, völlig abbezahlt.

Schon 1771 befand er sich in einem finanziellen Engpass. Am 24. Juni musste er bei Mademoiselle Benoîte Schrötter ein Darlehen von 150 Ecus zu 4,5% Zins auf-

nehmen, vermutlich um die Kosten der Einbürgerung (100 Ecus plus Nebenkosten) zu begleichen.[33]

Denn am 13. Juni 1771 wurde Claude Burdel mit seinen drei Söhnen ins Bürgerrecht der Stadt Freiburg aufgenommen. Angesichts des recht restriktiven Umgangs mit Einbürgerungen im 18. Jahrhundert – oft wird behauptet, die aristokratischen Kantone hätten ihr Bürgerrecht hermetisch abgeriegelt – ist dies ein sehr bemerkenswerter Vorgang; er zeugt für die Tüchtigkeit und Beliebtheit des Einwanderers.

Zwei Jahre später wagte er, sich mit einem Darlehensgesuch an die Gnädigen Herren zu wenden, um seine Kartenfabrik vorwärtszubringen. Statt den verlangten 3000 Pfund (900 Kronen) bewilligte ihm der Rat sogar 2000 Kronen (6666.66 Pfund), wovon der Bürge, Venner Kuenlin, allerdings die Hälfte gegen Zins zurückbehielt als Kaution. Bei 4% Zins musste er somit nach zehn Jahren nur 600 Pfund zurückzahlen.[34] Die Stadt selber verlangte von ihm eine 3%ige Verzinsung. Am 23. Mai 1779 hatte er alles zurückgezahlt.[35]

Hat es der Kartenfabrik etwas genützt?

Leider fehlen uns Angaben über die Ausmasse seiner Produktion. Augenfällig sind seine Karten von höchster Qualität, seine Holzschnitte haben in der Schweiz seiner Zeit nicht ihresgleichen und können es mit den besten ausländischen aufnehmen. Erstaunlicherweise beschränkte er sich nicht auf die in seiner weiteren Umgebung gebräuchlichen französischen und italienischen Kartenbilder für die gewöhnlichen Spielkarten und die Tarocke, sondern verfertigte sogar Karten mit den deutschschweizerischen Farben (Schilten, Rosen usw.), womit in der Zentral- und Ostschweiz gekaisert und später gejasst wurde.[36] Freilich sind diese Karten von der Zeichnung her bei weitem nicht von der Qualität der übrigen Burdel-Erzeugnisse; er dürfte das Bild einfach kopiert haben.

Wahrscheinlich hat dieser kluge und weitsichtige Mann auch deutsch gelernt. Vielleicht war seine Frau, Anne-Marie Schmid, deutscher Muttersprache. Im Jahre 1787 wurde er nämlich im deutschen Testament einer Margaritha Gross, geborene Schmid, mit einem Neutaler bedacht.[37] Sie nennt ihn «Vetter», könnte somit eine nahe Verwandte seiner Gattin gewesen sein.

Burdel lebte in einer spielfreudigen Zeit. Namentlich das Tarockspiel war ausserordentlich beliebt. Es war um 1440 an den Höfen von Mailand oder Ferrara entstanden, wohl als Abbildung der in der Renaissance geläufigen Triumphzüge, und hatte sich schnell verbreitet.[38] Seit dem 16. Jahrhundert ist es auch in der Schweiz belegt.[39] Im 18. Jahrhundert mögen besonders die Offiziere in französischen Diensten dazu beigetragen haben, dass es im Freiburgerland trotz seiner sehr anspruchsvollen und komplizierten Regeln zuerst in den oberen Bevölkerungsschichten, dann auch im Volk immer mehr in Mode kam, ja sogar ins Brauchtum einging.[40]

Zum Wahrsagen wurden diese Karten vom 19. Jahrhundert an von ein paar Okkultisten benützt[41] (die Zigeuner hatten damit nichts zu tun), die Welle der Tarot-Kartenschlägerei wurde erst vor zwanzig Jahren in Amerika zu kommerziel-

len Zwecken in Bewegung gesetzt,[42] rollt aber immer noch.[43] Im 18. Jahrhundert fand man in Frankreich die alten Tarockkartenbilder zum Spielen eher hindernd als beschleunigend. Darum entstanden Tarockspiele mit französischen Farbzeichen, die statt der Figuren des Triumphzuges irgendwelche Phantasieszenen aufwiesen. Claude Burdel schuf ein französisches Tarockspiel im Rokokostil mit mythologischen Darstellungen, das in seiner Art völlig einmalig geblieben ist.[44]

Im Jahr 1778 ersuchte er den Rat um Befreiung von allen Weggeldern, Zöllen und andern Gebühren beim Einführen und Ausführen seiner Waren. Es wurde ihm freie Ausfuhr auf zehn Jahre gewährt.[45]

Sicher ist, dass sich seine Finanzen allmählich besserten und er alle Schulden zurückzahlen konnte. Wir dürfen davon ausgehen, dass die Ursachen seines zeitweiligen Geldbedarfes nicht geschäftlicher, sondern familiärer Natur waren. Eine davon war zweifellos der älteste Sohn, Jean-Baptiste, für dessen Studium der Vater offenbar erhebliche Summen aufwandte; dieser verliess Freiburg am 4. Juli 1774 mit einem Stipendium der Regierung von 4 Louis d'or, um im Ausland weiterzustudieren. 1781 war er kaiserlicher Leutnant und Sekretär eines Grafen Brunner,[46] 1783 liess er sich in Turin, wo auch sein Vater schon geweilt hatte, porträtieren.[47]

Von einer anderen Sorge erfahren wir im nächsten Kapitel.

Der zweite Sohn, François Xavier, geboren 1755,[48] wurde im Januar 1763 von einem Reiter schwer verletzt, dieser versprach vor dem Notar, für alle Folgen und Heilungskosten aufzukommen. François Xavier überlebte und scheint keinen bleibenden Schaden davongetragen zu haben, denn 1776 wurde er Unterleutnant der Kompanie von Ependes (Spins) im Regiment von Giffers.[49] Am 24. Mai 1779 heiratete er Claudine Cornut, wohnte aber weiterhin beim Vater. Von zwei weiteren Kindern Claudes, Anne und Joseph, wissen wir so gut wie nichts.

1786 ersuchte Burdel die Regierung um die Erlaubnis, das Quellwasser, das den St. Johannsbrunnen speiste, in sein Haus zu leiten.[50] Gewiss hatten schon die Römer Hauswasseranschlüsse gekannt. Für die Röhren hatten sie Blei verwendet, weil es einen niedrigen Schmelzpunkt hat und sehr leicht formbar ist – und weil sie nicht wussten, dass Bleioxyd giftig ist. Später hatte man sich mit hölzernen Röhren, sog. Deucheln beholfen; sie mussten mühsam aus einem Holzstamm gebohrt werden, und ihre Dauerhaftigkeit liess zu wünschen übrig, so dass man etwa für öffentliche Brunnen auch Zuleitungen aus Stein verfertigen liess. Beides war viel zu aufwendig für Privathäuser.

Wie reagierte der reaktionäre Freiburger Rat auf Burdels revolutionäres Ansinnen? Er bestellte beim Baumeister ein Gutachten. Dieser fand, die Quelle, welche den St. Johannsbrunnen spies («la fontaine de la Caßa», wie es in schönstem Bolz in den Akten zu lesen ist), fliesse so reichlich, dass ein Teil des Wassers unnütz auf die Gasse fliesse und im Winter dort Eis bilde. Dem Rat leuchtete das ein. Er liess darum das Waschen am Brunnen verbieten, ihn zudecken und mit einem Mahlschloss sichern. Burdel dürfe auf Zusehn hin Wasser mittels Brunnenröhren in sein Haus leiten für seine «fabrique», aber durch einen «Robinet», «den er nicht gebrauchendenfahls jederweilen sorgfältig zuschließen wird».[51]

Später wurde ihm zudem erlaubt, das Wasser, das sich bei der «Quele de la Caße» nutzlos verlöre, auf eigene Kosten abzuführen.[52] Während die Nachbarn bis in unser Jahrhundert hinein ihr Wasser am öffentlichen Brunnen holten, waren Burdels schon längst mit fliessendem Wasser versorgt.

Am 10. August 1799 machte Claude Burdel sein Testament und legte sich zum Sterben nieder. Er bestimmte, dass die Aufwendungen für seinen Ältesten vom Erbe abgezogen würden; dieser verzichtete dann von Wien aus überhaupt auf seinen Anteil zugunsten seines Bruders François Xavier.[53] Dieser führte das Geschäft, in welchem er seit langem gearbeitet hatte, weiter.

Ein Kind wird verdingt

Im Jahre 1772 wurde in Freiburg ein Büblein geboren, die Mutter hiess Tecla Repond und war aus Marly, wer der Vater sei, sollte möglichst unbekannt bleiben, denn es war kein legitimes, sondern ein «natürliches» Kind. Fünf Jahre nach der Geburt schloss Claude Burdel im Namen des unbekannten Vaters einen Vertrag mit dem Rechthaltner Hans Piller, dass dieser das Büblein namens Christoffel aufziehe, nähre und kleide wie ein eigenes, bis es selber sein Brot erwerben könne, falls es unglücklicherweise dazu ausserstande wäre, auch länger. Dafür erhielt er acht Louis d'or und verpflichtete sich, Claude Burdel deswegen nicht mehr zu behelligen.

Der Text des Vertrags lautet:

Der Erhsamme Hanß Piller des Joseph seel[igen]
Sohn vom beym Cäpelle hinder Rechthalten
gantz wissendt und wohl bedacht bekendt hiemit, wie
das Er mit H[errn] Claudio Burdel Burgeren allhier,
als beladener und namens eines hier unbekanten Vatters von
einem un Ehlichen knäblein mit namen Christoffel
Volgenden Accord und Vergleich getroffen habe, dessen Vatter
aber Meinem WohlgeEhrten Herr[en] dermahlen gewästen
Kirch-Meyer Niclaus Ratzé wohlbekant, und under
des selben Herren anwäsenheit diser accord anheüth
getroffen worden, mit anerbieten von seiner seiths den
tauff Schein vom 22t[en] Septembris 1772. Lauth Oberkeitlicher
Anordnung im Pfarhoff zu Rechthalten in dem tauff
buech einschreiben zu machen, damit wan das kind nöthig
und begährt des Vatters namen zu wissen, es sein tauff
Schein alda zu Rechthalten finden möge: Und –
Erstens thuet bemelter Hans Piller sich von Heüth an
dises Knäblein beladen, selbes in der Christcatholischen
Religion aufzu erziehen, kleiden, zu ernähren, und zu
verpflägen, als wäre es sein eigenes kind bis und so –

lang selbes knäblein das alter erreicht und im Standt
sein wird sein Stuck brod selbsten zu gewinnen, und
solte Es (vor für Gott behüeten wolle). Vor diser Zeit
das unglück haben aussert Stand zu kommen sein brod zu
gewinen, Er der nähr Vatter Piller es zu behalten sich
verbinden thuet.
Zweytens und hingägen aber verspricht H[err] Burdel
hir und namens des ihme bekanten Vatters, dem obbe-
melte Hans Piller die Sum von Acht Neüwe Louis
d'or zu endrichten: Namblichen an Heüth vier Louis d'or
und vier anm zukünfftigen Fasnacht marck[t] zu bezahlen.
Disen Verkomnüss beyde Partheyen wohl zufriden haben
solche mit hand und mund gelobt, mit Versprechen
von seiten des Hans Piler dem H[erren] Burdel und den
unbekanten Vatter namens er handlelt dises knäblein
halbers, und seiner aufferzucht keines wägs mehr zu
ersuechen noch an Ihnen was zu fordern und sich
dessen Knäblein von Heüth an zu beladen, mit bekand-
nüss die vier neüwe doublonen für die erste bezahlung
baar empfangen zu haben. So geschähen und drey-
facht verfertiget worden in beysein Meins Hoch-
Ehrenden Herren detzemahligen Rath-Schreybers und –
alt KirchMeyers Niclaus Ratzé zu Freyburg den
Sechsten weinmonath tausend sibenhundert Siben
und sibenzig in gägenwahrt des Herren Niclaus
Xavery Landerset, der Heimlich Verburgerten und
Christoffel Wölfflin von Richwyr im Alsas Küeffer
erbettenem Zeügen 1777. S[igniert]. Emm[anu]el
Der Hans Piler bekendt hiemit Bruno
anheüth die gäntzliche bezahlung Gyoth Notarius
dermit ist vier Luis d'Or
empfangen zu haben
den 21t[en] Hornung 1778 in beysein der Ehr
samen Christu Poffet und Peter Zurchinden
vom Stadt Burger als Zeügen Idem Notarius[54]

Im Taufbuch der Pfarrei St. Nikolaus zu Freiburg ist das Büblein unter dem 23. November 1772 eingetragen als natürliches Kind des Bürgers Claude Burdel und der Tecla Repond aus Marly.[55] Im Vertrag wird der 22. September als Geburtstag genannt. Wurde das Kind erst nach zwei Monaten getauft oder geschah die nicht ganz seltene Verwechslung zwischen dem 9. Monat = September und dem November (9ber)? Der Vertrag legt fest, der Name seines Vaters werde im Taufbuch von Rechthalten eingetragen für den Fall, dass Christoffel nach erlangter

Mündigkeit ihn erfahren wolle. Es findet sich jedoch im Rechthaltner Taufbuch kein solcher Eintrag.[56]

War Claude Burdel wirklich der Vater dieses Kindes? Erinnern wir uns an seinen ältestens Sohn Jean-Baptiste, der 1774 Freiburg verliess, um im Ausland weiter zu studieren. Vermutlich war er zum Priester bestimmt. Wäre es nicht denkbar, dass Claude für ihn die Vaterschaft übernommen hätte, damit die klerikale Karriere ungefährdet bleibe? Wie auch immer: Es waltet ein Geheimnis um die Geburt Christoph Bürdels.

Sicher ist, dass für ihn mit fünf Jahren das Leben neu begann. Wo war er vorher gewesen? Verstand er überhaupt deutsch? Von alldem wissen wir nichts. Wie behandelten ihn seine Pflegeeltern? Hans Piller, Sohn des Joseph selig, war seit dem 19. November 1769 mit Anna Maria, geborene Carrel (damals noch «Carry» geschrieben) verheiratet.[57] Sie schenkte ihm bis 1790 zehn Kinder,[58] wovon allerdings nicht alle überlebten. Das bei Vertragsabschluss fast einjährige jüngste war am 6. November 1776 auch auf den Vornamen Christoph getauft worden. Die Abfindung von acht neuen Louis d'or oder Dublonen entsprachen etwa einem Drittel des Kaufpreises von Burdels Haus an der Obern Matte. Mit diesem Geld konnte man auf dem Lande allerlei anfangen, gewiss aber ein Kind sehr anständig grossziehen.[59]

Dass uneheliche Kinder verdingt wurden, war ein normaler Vorgang, oft genug musste die Mutter selber schauen, wo sie ein solches Kind unterbringen konnte. Hier besorgte dies der Vater und bezahlte sogar anständig dafür. Sie wohnten beim *Chäppeli,* das heute noch unterhalb des Dorfes steht.[60] Der älteste Sohn heiratete bereits 1791 als 19jähriger in der Loreto-Kapelle bei Freiburg.[61]

Aber vorher geriet die steife Ordnung in der Alten Eidgenossenschaft allmählich ins Wanken. Im Freiburgerland war man beunruhigt, weil die Regierung mit bischöflicher Hilfe und päpstlicher Erlaubnis das Kloster Valsainte aufgehoben, die Prozessionen ausserhalb der Pfarreien und zwei Dutzend Feiertage abgeschafft hatte. In Rechthalten verfasste der greise Widerstandsführer Peter Zbinden, genannt Binno[62] aus der Halta, ein Flugblatt gegen diese Neuerungen. Er wurde deswegen verhaftet, von einem Exjesuiten belehrt, musste öffentlich abschwören und vor der St. Niklauskirche in Freiburg kniefällig Busse tun.

Bald darauf wagte der Greyerzer Pierre Nicolas Chenaux mit etwa 2000 Mitläufern einen Aufstand und marschierte gegen die schlecht vorbereitete Hauptstadt. Die Aufrührer waren indessen noch viel schlechter vorbereitet und erst noch uneins. Der Freiburger Rat erbat sich in Bern und Solothurn Hilfstruppen, welche die aufständischen Bauern im Handkehrum entwaffneten. Chenaux wurde auf der Flucht von einem Mitverschwörer erstochen, die übrigen Führer flohen ins Ausland und hetzten von Paris aus gegen die Schweiz.

1789 brach in Frankreich die Revolution aus; die Spielkartensteuer wurde ebenso abgeschafft wie die Monarchie und die Vorrechte der Geburt; jeder Bürger sollte vor dem Gesetze gleich sein. Wie hat wohl der alte Claude Burdel die Kunde von diesen Ereignissen aufgenommen? Fieberte er mit als ehemaliger unterdrückter Franzose oder ekelte er sich als etablierter Freiburger davor?

Sein natürlicher Sohn *Christoffel* trat den Beweis an, dass er seinem Vater in Sachen ausserehelicher Fruchtbarkeit nicht nachstand: Am 2. Februar 1798 wurde in der Pfarrkirche St. German ein Johann Joseph getauft, illegitimer Sohn des Christoph «Bourdel», den Vornamen gab als Pate ein jüngerer Pflegebruder Piller, Mutter des Kindes war die Rechthaltnerin Christina Eltschinger.[63] Derartiges war zu dieser Zeit nicht sehr aufsehenerregend, mehr als die Hälfte der Bräute waren bei der Hochzeit schwanger, oft um die Eltern zur Einwilligung zu zwingen.[64] Sollte dies hier ebenfalls beabsichtigt gewesen sein, gelungen ist es nicht.

Genau einen Monat darauf kapitulierte der Freiburger Rat kampflos vor den französischen Truppen, drei Tage später war mit dem Fall Berns das Schicksal der Alten Eidgenossenschaft besiegelt. Es wäre höchst interessant zu erfahren, wie man diese Umwälzung und die folgende stürmische Zeit im Sensler Oberland erlebte. Leider haben wir noch keinen Bericht darüber. Das einzige, was wir aus *Christoffels* damaligem Leben wissen, ist, dass 1799 sein Vater Claude Burdel starb, ohne ihn im Testament zu erwähnen.

Christoph Bürdel wollte es nun mit der Fruchtbarkeit innerhalb der Ehe versuchen. Am 24. November 1800 wurde er in der Pfarrkirche des Nachbardorfes *Plasselb* mit Maria Magdalena, geborene Rotzetter, verwitwete Zwahlen, getraut. Sie war sieben Jahre älter als er, dort ansässig; so hatte er jedenfalls ein neues Heim. Es scheint, dass er – vielleicht dank des allgemeinen Umbruchs – damals auch das Plasselber Bürgerrecht erlangt hat, mit Anrecht, die Allmend mitzunutzen.

Kartenmacher und Zuchthausdirektor

Wir wissen nicht, ob *Christoph Bürdel* zu Lebzeiten seines Vaters noch Kontakt hatte mit seinem Vater und seinen Halbgeschwistern.

François-Xavier Burdel fand sich wohl mit der neuen politischen Ordnung leicht zurecht: Am 18. Juni 1798 ernannte ihn die Verwaltungskammer des helvetischen Kantons Freiburg zum Direktor des Zuchthauses.[65] Es stand an der Stelle des heutigen Zentralgefängnisses,[66] also in unmittelbarer Nähe zu seinem Wohnort. Man nannte diese Anstalt gewöhnlich *Schallenwerk*.[67] Die *Schallenwerker* wurden oft für öffentliche Arbeiten, z. B. im Strassenbau eingesetzt.

Als Amtsantritt wurde, ganz unrevolutionär, der St. Martinstag (11. November) anberaumt, ein traditioneller Kündigungs- und Anstellungstermin. Dass das Zuchthaus seit dem Tod des alten Direktors im Mai bis dahin verwaist blieb, scheint die Behörden nicht gestört zu haben.

Burdel stellte fest, das Schallenwerk mangle an Kleidern, Decken und Hüten. Die Verwaltungskammer beschloss, den helvetischen Justizminister zu ersuchen, das Nötige von Bern zu liefern, wo es vermutlich billiger zu beschaffen sei; einstweilen brauche man 100 Ellen Leinwand, 30 Decken und 20 Hüte.[68]

Das Zuchthaus besorgte Burdel jedoch nur nebenberuflich, denn um 1800 war seine Kartenfabrik die produktivste der Schweiz,[69] wenngleich mittlerweile auch

hier eine Steuer auf Spielkarten eingeführt worden war und offenbar zahlreiche Karten aus Frankreich eingeschmuggelt wurden.

Dem helvetischen Einheitsstaat war kein Glück beschieden: An der Spitze jagte ein Staatsstreich den andern, während das von fremden Heeren völlig ausgeplünderte Land als Kriegsschauplatz Europas herhalten musste. Als Napoleon Bonaparte merkte, dass in der Schweiz ausser Kanonenfutter nichts mehr zu holen war, fand er, sie brauche keine Revolution mehr und setzte wieder die alten Aristokraten auf die Regierungssessel. Der Freiburger Ludwig d'Affry, vormals französischer Feldmarschall, wurde erster Landammann der Schweiz.

Nachdem der Freiburger Rat 1804 die im Vorjahr schweizweit aufgehobene Spielkartensteuer wieder einführte, musste er sich in mehreren Sitzungen mit Burdel beschäftigen, der tatsächlich erreichte, dass seine zur Ausfuhr bestimmten Karten ausgenommen wurden; offenbar stand er bei den Behörden in einigem Ansehen.[70] Aus diesem Jahr stammt übrigens der älteste Tarock seines Sohnes Jacques. Dazu wurde wohl mindestens ein Stock weiterverwendet, den noch sein Vater Xavier geschnitten hatte: zwei Karten zeigen dessen Initialen. Dazu kommen noch weitere, bisher nicht identifizierte Initialen «JP»,[71] welche die Annahme nahelegen, dass Jacques Burdel nicht selber gravieren konnte.

1805 intervenierte der Rat auf seine Bitte hin in Paris, damit sein Sohn *Jean*[72] von der der französischen *marine de l'Orient* freikomme.[73] So dürfte dieser der Schlacht von Trafalgar am 21. Oktober 1805, wo Admiral Nelson die französische Flotte entscheidend besiegte, entgangen sein.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1810 brachen zwei «gefährliche Individuen» aus, die im Zuchthaus hätten angekettet sein sollen. Daraufhin liess der Kleine Rat den Zuchthausdirektor Burdel vorladen, ihn rügen wegen Nachlässigkeit bei der Beaufsichtigung seiner Untergebenen und ihn warnen, beim nächsten Ausbruch werde er entlassen.[74] Ein halbes Jahr später nahm Burdel seinen Rücktritt.[75] Laut Volkszählung von 1811 wohnte Xavier Burdel zusammen mit Jacques, dessen Frau Marie Madeleine Berguin[76] und zweijährigem Kind sowie einem angestellten Kartenmacher, einer Köchin und einer Dienstmagd im Haus an der Obern Matte.[77]

Xavier scheint um diese Zeit auch die Kartenmacherei seinem 25jährigen Sohn *Jacques* (Jean-Jacques-Philippe,[78] auch Jacques-Xavier genannt, nach dem alten Brauch, als Kennzeichnung den Vornamen des Vaters anzufügen) übergeben zu haben. Es hat sich von Jacques ein Tarock in mehreren Exemplaren erhalten mit der Jahrzahl 1813, wobei die 3 sich nach rechts statt nach links öffnet und aussieht, als wäre sie nachträglich von einer 8 abgeschnitten, freilich eben auf der falschen Seite. Jacques scheint sich um orthographische Fragen nicht besonders gekümmert zu haben. Er wandte sich 1811 erfolgreich an die Regierung um Exporterleichterungen für seine Erzeugnisse.[79] Er produzierte weiterhin Karten mit dem Schweizerbild, die er u.a. an den Händler Crispin Dusser in Schwyz lieferte.[80]

1813 verlor Napoleon die Völkerschlacht bei Leipzig, seine Herrschaft bröckelte ab; in Freiburg benahmen sich die Patrizier, als sei nur eine kurze Son-

nenfinsternis gewesen. Für die Burdel scheint dies keine nachteiligen Folgen gezeitigt zu haben: 1818 wurde Jacques ebenfalls Direktor des Zuchthauses;[81] bei der Ankündigung seiner Wahl schrieb ihm der Polizeirat, sein Vater, der dieses Amt mit Auszeichnung versehen habe, werde ihm beratend die Aufgabe erleichtern. Dieser dürfte 1828 gestorben sein,[82] denn damals ging das Haus an der Obern Matte an Jacques über.[83]

1820 wurde das Zuchthaus als Anstalt für kleinere Vergehen vom Schallenwerk abgetrennt[84] und mit einem eigenen Direktor in der ehemaligen Johanniter-Komturei untergebracht.[85] In diesen Jahren strengte sich der Kanton Freiburg stark an, um sein Strassennetz zu verbessern, 1820 arbeiteten 18 Schallenwerker während neun Monaten an der Strasse nach Murten, im folgenden Jahr ebenso, 1822 arbeiteten sie noch sechs Monate an dieser Strasse, und ihrer zwölf während viereinhalb Monaten an der Strasse nach Mariahilf. Damit sie vom Morgengrauen an arbeiten konnten, gab man ihnen zum Mittagessen zusätzlich einen Teller Gemüse.[86] Jacques Burdel beklagte sich beim Rat, es falle ihm dadurch viel mehr Arbeit an wegen zusätzlicher Materialkontrollen, komplizierterer Buchführung, dagegen nehme der Gewinn ab, den er aus der Ernährung der Gefangenen erziele, zumal seit diese nicht nur Suppe, sondern auch Fleisch und Gemüse erhielten. Der Polizeirat wollte nicht, dass ein «derart integrer, derart eifriger und derart erfahrener Angestellter» Verluste erleide und beantragte, ihm für die vergangenen drei Jahre eine Gratifikation von Fr. 190.– auszurichten und ihn künftig für die auswärts arbeitenden und übernachtenden Schallenwerker besonders zu entschädigen.[87]

Nach dem politischen Umsturz von 1830 wurde Jacques dagegen zugemutet, sich neu um sein Amt als Zuchthausdirektor zu bewerben und einem Examen zu unterziehen,[88] er scheint dies nicht getan zu haben. 1838 verkaufte er den Familiensitz an der Obern Matte.[89] Die Kartenmacherei verlegte er später an die Lausannegasse 176 und beschäftigte darin gewöhnlich vier Arbeiter.[90] Von ihm stammen die meisten der erhaltenen Burdel-Karten. Daneben fungierte Jacques Burdel seit 1816 als Einnehmer der «Grande Aumônerie et Léproserie de Bourguillon», das einstige Siechenhaus in Bürglen war längst nicht mehr von Aussätzigen bewohnt, sondern ein Kranken- und Armenhaus, das 1838 dem Gasthof weichen musste.

Burdel muss wohlhabend gewesen sein, so gewährte er ein Darlehen von Fr. 500.– für die Baukosten einer neuen Kaplanei zu Alterswil. Kurz vor dem Sonderbundskrieg wurde Jacques Burdel in den Gemeinderat von Freiburg gewählt. Spätestens um diese Zeit dürfte er die Spielkartenmacherei aufgegeben haben, einige seiner Spielkartenstöcke wurden in der Folge von Alphonse Favre[91] weiterverwendet, darunter jener mit der sonderbaren Jahrzahl 1813.

Jacques Burdel starb 1862,[92] sein einziger Sohn Charles war Jesuit und Kaplan an der Liebfrauenkirche und starb zwei Tage nach ihm.[93] Jacques, dessen Linie damit ausstarb, war wieder ein jüngerer Sohn gewesen. Von seinen älteren Brüdern starb *Jean-Claude* 1814 als zwanzigjähriger Soldat an einem Nervenfieber.[94]

Landjäger

1804 bestimmte die Freiburger Regierung, dass künftig eine Kompanie Landjäger «die innere Polizey des Kantons besorgen wird».[95] Es waren dies ein Hauptmann, 4 Wachtmeister, 4 Korporale und 34 Jäger.

Wer konnte Landjäger werden? «Jeder sanitärisch taugliche Mann mit gutem Leumund zwischen 24 und 50 Jahren – bevorzugterweise Ledige zur Kostensenkung»,[96] zudem musste ein Landjäger lesen und schreiben können und möglichst beide Sprachen verstehen.[97] Der normale Dienst war auf zwei Jahre angesetzt, wer sich bewährte, durfte weiterdienen.

Einer von diesen 34 Landjägern war Christoph Bürdel. Im Gegensatz zu seinen ledigen Kollegen wurde er nicht ständig versetzt, sondern konnte seinen Dienst in Plasselb versehen. Er hatte einen täglichen Sold von 7½ Batzen zugute, ferner 5 Rappen täglich, welche für den Unterhalt von Waffen und Montur verwendet wurden. Letztere kostete den Staat 32 Franken und 6 Batzen und musste zwei Jahre halten, der kurze Kaputrock zu 13 Franken und 6 Batzen noch länger.

Dafür musste der Landjäger dem Staate Tag und Nacht gehorsam zur Verfügung stehen, der Dorfammann oder der Pfarrer führten ein Kontrollbüchlein darüber, wie er seine mannigfaltigen Aufgaben erledigte. Vor allem hatte er Landstreicher und Bettler aufzugreifen; waren sie kantonsfremd, wurden sie gleich an die Kantonsgrenze gestellt, andernfalls brachte sie der Landjäger ins Gefängnis. Für solche Gänge kassierte er zusätzlich 15 Rappen je Meile (1,2 km), musste aber mit fristloser Entlassung rechnen, wenn ihm ein Gefangener entwischte. Dabei kam Christoph zweifellos immer wieder mit seinen Verwandten in der Stadt in Berührung, den Gefängnisdirektoren.

Sonst hatte er viel zu kontrollieren: Pässe, Patente fahrender Händler und ihre Waren, er hatte Bussen und Abgaben für den Alkohol und die Hundehaltung einzuziehen sowie das Holz, das Wild und die Fische vor Frevel zu schützen. Wenn er Zeit hatte, verdiente er sich nebenbei noch einiges durch allerlei Arbeiten in Hof und Garten für Privatleute.

Dennoch galt der Landjäger noch keineswegs als Freund und Helfer, sondern war verhasst als böswilliger Arm der Obrigkeit, an dem man sich zu rächen suchte, wenn man zahlreich und/oder angeheitert genug war.

Christoffel brachte sich mit seiner Familie trotzdem vorwärts. 1811 wohnte er noch in «Salpeters Haus»,[98] – Plasselb zählte ganze 247 Einwohner – die folgende Volkszählung, sieben Jahre später, findet ihn bereits haushäblich im Sagenboden. So heisst der obere Teil der Auenwiese am Ufer der Ärgera. Selten hat ein Gewässer einen derart treffenden Namen wie dieser Wildbach, der jahrhundertelang nach Gewittern hinten im Plasselbschlund oder zur Schneeschmelze plötzlich anschwoll, über die Ufer trat und alles mitriss, in wenigen Minuten die Menschenarbeit von Wochen oder Monaten vernichtend.

Darum hält die Siedlung einen Respektabstand zum Ufer; ihren Namen hat sie vom Sägewerk, das vom Mühlebach gespeist wurde. Die Adresse war nicht sehr

vornehm, vordem waren Kantonsfremde dort einquartiert; immerhin wohnte Christoffel nun unter eigenem Dach. Das Haus Nummer 31 wird im Brandkataster[99] bezeichnet als Wohnhaus mit Scheune und Stall, aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt wie damals fast alle Häuser weitherum. Als Eigentümer sind eingetragen: Bourdel Christoph und Äbÿ Christina; sie teilen sich den Wert des Hauses, der mit Fr. 300.– angegeben ist, zu zwei Dritteln für jenen, einen Drittel für diese. Dafür lag letztere im Süden. Christoph lässt sich seine Nordlage nicht anfechten, sondern baut seine Wohnung aus. Zehn Jahre später hatte Christoph Bourdell – so wird er nun geschrieben – den Wert seines Anteils bereits um 50 Franken verbessert;[100] ebenso 1843.[101]

Gewiss mussten alle mithelfen, um das Gütchen zu bewirtschaften, nicht umsonst werden in den Volkszählungen schon kleine Kinder als «Landarbeiter» aufgeführt. Wie schwierig muss es oft gewesen sein, beide Aufgaben unter einen Hut zu bringen! Wenn man gleichzeitig heuen und Wilderern auflauern, wegen einem Bettler die Ernte verderben lassen sollte; kann man einem Hausierer nachlaufen, während die Kuh zu kalbern ist?

Immerhin war die Landjägerei eine sichere Einkunft, so dass sich auch der Sohn Nikolaus zu diesem Dienst meldete. Er sei 24jährig, könne lesen und schreiben und spreche «patois». Das mit dem Alter stimmte nicht: Er war 1803 geboren, man schrieb das Jahr 1825.[102] Doch Niklaus hatte Glück: Eben war ein Gendarm als Novize bei den Kapuzinern eingetreten und musste ersetzt werden.[103]

Ein paar Jahre darauf scheint sein Vater das *Heimet* doch zu oft dem Dienst vorgezogen zu haben, denn man versetzte ihn nach 18 Dienstjahren von Plasselb nach Fräschels im Unterland. Christoph verlangte seine Entlassung und zwar direkt beim zentralen Polizeikommandanten.[104] Dieser fand, Bürdel habe seinen Dienst auf den Bergen nicht sehr befliessen geleistet und werde den jetzigen nicht besser versehen; zudem sei er alt, seine Augen hätten nachgelassen und nach dem Tod seiner Frau riefen ihn seine häuslichen Angelegenheiten dringend heim. Der Polizeirat gewährte ihm also seine Entlassung, ohne Gratifikation.[105] Christoph Bürdel war 56 und seine Frau starb erst 1846 ...

Häusliche Probleme könnte es gegeben haben, weil am 19. November 1827 sein Sohn Hansjosi geheiratet hatte und im Dorf eine eigene Haushaltung führte.[106]

Bruder Nikolaus, der Trauzeuge, kam ebenfalls auf den Geschmack des Heiratens. Das war freilich nicht so einfach, denn als Landjäger waren eigentlich nur Ledige vorgesehen, allein schon weil der Lohn kaum für eine Familie reichte. Nach dem Beispiel der katholischen Kirche verlangte man von den Landjägern ganz schlicht ein enthaltsames Leben. Wie das in Wirklichkeit funktionierte, können wir einer Stellungnahme der Polizeidirektion entnehmen: «... In Anbetracht der Tatsache, dass die meisten Ehen von Landjägern die Konsequenz von ausserehelichen Schwangerschaften sind, die die Landjäger verursachten, wäre der Polizeirat geneigt anzunehmen, dass das Zölibat für das Landjägerkorps nicht ideal ist, und dass es vom moralischen Standpunkt aus gesehen besser wäre, wenn nur verheiratete Männer aufgenommen würden.» Deren Frauen könne freilich der häufige Orts-

wechsel nicht zugemutet werden, anderseits wollte man verhindern, dass die Landjäger durch häufige von ihnen verursachte ausserehelliche Schwangerschaften ins Gerede kämen. Daher der weise Entscheid: «Der Polizeirat beschliesst, grundsätzlich jenen Landjägern die Ehe zu erlauben, die sich durch eine gute Führung und eine moralisch einwandfreie Haltung auszeichnen und sich damit einer Ausnahme zu ihren Gunsten würdig erweisen.»[107]

Landjäger Niklaus Bürdel wollte die Probe aufs Exempel machen und ersuchte im Frühling 1830 um Erlaubnis, die Elisabeth Thalmann, zu heiraten.[108] Vielleicht hätte er es besser nicht versucht. Die Erlaubnis wurde ihm zwar gewährt und die Hochzeit wurde am 3. Mai 1830 in der Pfarrkirche zu Plasselb gefeiert. Als man sich nach seinen Leistungen erkundigte, kam aus, dass er schon dreimal bestraft werden musste, das letzte Mal war er sogar für 48 Stunden dort gelandet, wo er sonst seine «Kunden» ablieferte, im Gefängnis. Er hatte nämlich einen Gang in sein Tourenbuch eingetragen, den er gar nicht getan hatte. Der Polizeirat machte den Polizeikommandanten darauf aufmerksam, dass eine derart schwere Verfehlung eines vereidigten öffentlichen Angestellten mit diesem Arrest nicht genügend geahndet sei und dem Polizeirat hätte angezeigt werden sollen. Im Sommer wurde Niklaus Bürdel als unbelehrbar aus dem Landjägerdienst entlassen.[109] So hatte er nun eine Frau zu ernähren, doch kein Einkommen mehr; wir wissen nicht, was weiter mit ihm geschah.

Es waren nicht die beiden älteren Söhne Christophs, die den Stamm fortpflanzen, sondern der 1808 geborene Jüngste, *Jakob.*[110] Zu diesem Zweck ehelicht er am 15. April 1844 Maria Anna Bielmann,[111] eine Nachbarin vom Sagenboden, verwandt im vierten Grade; sie benötigen deshalb eine besondere Dispens zum Heiraten. Vermutlich liess diese längere Zeit auf sich warten, und die Hochzeit wurde verschoben, jedenfalls liessen sich die beiden vorerst nur zivil trauen. Wer nicht warten konnte, war das Kind, Anna Maria, das schon am 1. Juli zur Welt kam und alsbald in der Pfarrkirche zur Unbefleckten Empfängnis getauft wurde.[112]

Der alte Christoph Bürdel machte die Hochzeit noch als Trauzeuge mit, seine Frau starb zwei Jahre später.[113] Wo und wann er selbst sein Haupt zur ewigen Ruhe bettete, wissen wir nicht. Vorher war sein Haus ein drittes Mal um 50 Franken im Wert verbessert worden;[114] sein Name wurde jetzt sogar Bourdelle geschrieben, erst 1854 in der heutigen Form: Bürdel. Christoffel scheint damals noch gelebt zu haben. Sein Haus gehörte bereits dem Sohn Jakob und seinen Geschwistern und wurde nach einem neuen Gesetz folgendermassen beschrieben: «theilweise 2stöckig, lang 42, breit 31 Fuss [= ca. 12 × 9 m], Wohnhaus mit 2 Wohnungen, die einte gegen Mittag in schlechtem Zustande, die andere gegen Mitternacht fast neu mit 2 Stöck nebst Scheuerwerk mit Stallung», geschätzt auf 800 Franken, versichert für 600.[115]

Im selben Jahr wie unser Bundesstaat erblickte der neue Stammhalter Johann *Peter* das Licht der Welt.[116] Plasselb zählte 1860 300 Einwohner, 1865 erhielt es eine Postablage.[117] Nachdem Jakob Bürdel 1873 verstorben war,[118] liessen Peter und seine Geschwister das Haus neu schätzen; der Wert erhöhte sich auf Fr. 3000.[119] Peter Bürdel besass zudem seit 1871 ein im Vorjahr errichtetes Haus im Dorf, aus

Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt, beherbergte es doch eine Bäckerei. Plasselb hatte nun um 355 Einwohner.

Peter heiratet am 4. Oktober 1875 Anna Ludowika Marro,[120] sie hatten zusammen 11 Kinder, wovon zwei den Stamm fortsetzten: Alois[121] und Rudolf;[122] Alois wurde Wagner, Rudolf Schmied. Wir dürfen davon ausgehen, dass ihr Vater den Wohlstand im Forst erarbeitet hatte. Es wurden gewaltige Mengen Holz aus dem Plasselbschlund geflösst und teilweise bis in die Solothurner Eisenwerke verkauft. Allmählich verbreitete sich die Einsicht, dass der Raubbau am Wald schuld war an der Unberechenbarkeit der Ärgera. Auf Mahnungen der Waldfachleute beschloss der Freiburger Grosse Rat 1890, am Oberlauf von Ärgera und Höllbach Land aufzukaufen und aufzuforsten. 1891 begann ein Jahrhundertwerk, das sich national sehen lassen kann: Der lehmige, undurchlässige Flyschboden wurde entwässert und mit Bäumen bepflanzt.[123] Freilich dauerte es noch Jahrzehnte, bis die wilde Ärgera gezähmt war.

Nachdem sich Peter Bürdel fast zu Tode gearbeitet hatte mit Langholzfuhren und seine Söhne Alois und Rudolf kein genügendes Auskommen fanden als Wagner und Schmied, wanderte die ganze Familie 1913 in die Ostschweiz aus. Alois kehrte allerdings in den 30er Jahren zurück und betrieb in Plasselb wieder eine Wagnerei. Sein Sohn Vinzenz begründete eine neue, bis heute blühende Plasselber Linie der Familie Bürdel.

Vom Färben zur Chemie

Die Freiburger Linie der Burdel wurde durch Jean-Joseph[124] weitergeführt, der am 18. August 1800 bei Rudolf Friedrich in Bern seine Lehre als Schwarz- und Schönfärber abschloss.[125] Er erhielt am selben Tag einen Pass nach Strassburg,[126] arbeitete jedoch schon 1801 zehn Wochen als Kartenmacher bei Jacques Rochias in Neuenburg, dann 70 Wochen in Worb. Seine Frau war eine Maria Zbinden.[127]

Er besass ein Haus an der Neustadtgasse (Nr. 138, versichert für stattliche Fr. 3000), worin er eine eigene Färberei betrieb.[128] Ein Stammhalter liess nicht lange auf sich warten: François-Xavier, schon der zweite mit dieser Namenskombination.[129]

Am 22. Juli 1812 wurde das fünfjährige Söhnchen Jean aus der Saane gerettet, was Burdel ein Exvoto in der Loreto-Kapelle wert war, andere Erhörte benutzten es später, um ihren Dank an die Madonna kostenlos auszudrücken.[130]

1813 erlaubte ihm der Gemeinderat, anstelle einer Scheune einen Neubau zu errichten.[131] 1822 erwarb er noch das Nachbarhaus Nr. 139 an der Neustadtgasse dazu. Den Stall mit Kalanderpresse, den er zudem besass (Nr. 83), liess er zu einer kalten Färberei umbauen.

Um diese Zeit trat François-Xavier II. bereits in die Fussstapfen des Vaters. Mit 17 Jahren hatte er ausgelernt und erhielt Wanderbuch und Reisepass (zweisprachig), worin neben seinen braunen Augen und Haaren, nebst dem keimenden Bart vermerkt war, dass er mit dem linken Bein hinkte.[132] Am 8. Juli 1822 zog er über

Bern, Luzern, Schaffhausen nach Laufenburg, arbeitete dort acht Monate, wanderte dann über den Schwarzwald weiter nach Strassburg und Paris, nach weniger als einem Jahr war er wieder zurück.

Er heiratete eine in Freiburg geborene Französin: Louise Marie Marguerite Brohy aus Darnétal (Seine-Inférieure).[133] Nachdem ihm am 10. Oktober 1833 der Stammhalter *Jean Joseph Ignace* geboren worden war, verkaufte ihm sein Vater 1835 das Geschäft.

Inzwischen waren noch eine zweite Färberei mit Heizkesseln und ein Speicher hinzugekommen,[134] an der Rahmengasse, die ihren Namen von den Rahmen hat, die dort von Alters her zum Trocknen von Tüchern und Häuten aufgestellt waren.[135]

Doch 1841 kaufte Joseph Burdel von seinem Sohn François Xavier II. die ganze Habe gegen Vernichtung des Reversbriefes zurück: die beiden Häuser an der Neustadtgasse, den Garten, der sich von der Rahmengasse bis zur Stadtmauer hinzog, eine neue (warme) Färberei an der Rahmengasse, das Hangar oder kalte Färberei in der gleichen Gegend sowie der Holzspeicher ebendort. Am folgenden Tag raffte der Tod den erst 36jährigen Sohn François-Xavier hinweg.[136] Woran starb er? Das Totenbuch schweigt sich aus. Der Vater behielt nur noch die kalte Färberei.[137] Die beiden Häuser an der Neustadtgasse enthielten offenbar keinen Gewerbebetrieb mehr und wurden auf den Enkel überschrieben.[138] Die Witwe schlug sich mit einem Stoffladen durch, verlor aber damit über 20000 Franken. Jean-Joseph-Ignace Burdel war erst sechsjährig, als sein Vater starb. Seine Mutter tat alles, um ihm ein sicheres Fortkommen zu verschaffen. So besuchte er einige Zeit das Marianistenkollegium, wollte später Arzt werden.

Der Sonderbundskrieg fand Freiburg auf der falschen Seite, die Sieger krempelten alles von oben bis unten um. Der junge Burdel musste einen kürzeren Weg zum Erwerbsleben einschlagen und absolvierte in Bern eine kaufmännische Lehre.[139] Als er von der Militärschule in Thun zurückkehrte, traf er bei seiner Mutter einen ehemaligen Mitlehrling, elegant gekleidet aus England kommend und vom Goldland Australien schwärmend.[140] Weder die Sorgen der Mutter – war nicht sein gleichnamiger Cousin 1841 mit 22 Jahren in Amerika gestorben?[141] –, noch die Gegenvorstellungen von Freunden und Bekannten hielten den jungen Burdel ab, in Australien sein Glück zu versuchen.

1854 reist er ab; in Australien hütet er zuerst Schafe und findet, sein Bruder könnte sich mit dem halben Geld, das er beim Arbeiten verliert, hier ein angenehmes Leben machen. Doch auch er gibt das angenehme Leben auf, um in den Goldminen reich zu werden. Meistens findet er kaum genug zum Überleben oder wird von Associés bestohlen und betrogen. Ein Waadtländer, dem er das Leben gerettet hat, will ihm die Rückkehr bezahlen. Im letzten Moment schämt er sich, arm heimzukommen – zu seinem Glück, denn das Schiff geht unter. Seine Mutter erfährt vom Untergang und glaubt ihn tot. Er aber versucht zusammen mit einem Freiburger, den er gesundgepflegt hat, in den Goldminen von Neuseeland nochmals reich zu werden. Nachdem seine Mutter gestorben ist, gibt er 1867 auf und kommt nach Freiburg zurück. Hier haben jetzt wieder die Konservativen das Sagen.

Der Grossvater Joseph ist inzwischen auch gestorben,[142] alle Burdel-Liegenschaften sind verkauft, mit Ausnahme der Färberei, welche an den Onkel Jean-Jacques-Philippe übergegangen und zusammen mit einem Garnladen betrieben worden war.[143] Seine Schwester Elisabeth hatte inzwischen eine uneheliche Tochter von einem Schuster, den man nicht behaften konnte, weil er in Lausanne wohnte;[144] sie wird später ebenfalls einem illegitimen Kind das Leben schenken, Friedrich-Karl Bürdel.[145]

Dank seiner Sprachkenntnisse fand der Rückkehrer Jean-Joseph in Freiburg bald ein Auskommen. Er gründete mit seinem Bruder eine Kunstdüngerfabrik und arbeitete 30 Jahre für sie als Vertreter. 1870 heiratete er Anne Marie Jeanne Baumgartner, die ihm nach sechs Töchtern den Sohn Jules Albert schenkte. Sie wohnten zuerst am Kleinen St. Johannsplatz 54, wo er auch mit Lumpen handelte,[146] 1889 erwarb er den neuen Familiensitz Hinter den Gärten 63.[147]

Jules Albert[148] studierte in München Chemie, nach der Doktorpromotion (1914 in Freiburg) fand er eine Stelle am Kantonalen Analysen-Labor und wurde 1940 Kantons-Chemiker. Er liebte die Natur, namentlich die Pilze, und sang gern.[149] Mit ihm starb auch dieser Zweig der Familie im Mannesstamm aus.

Würdigung

1. Die Kartenmacher – Einzelgänger oder Familienunternehmer?

In der frühen Zeit der Schweizer Spielkartengeschichte kennen wir zwar eine ansehnliche Anzahl von Kartenmachernamen, doch sind sie weder biographisch noch in Karten fassbar; Ausnahmen: der aus Nürnberg stammende Berner Drucker Matthias Apiarius (Mathis Biener)[150] und der wandernde Luzerner Kartenmacher Ulrich Fryenberg[151] (Bogenfragmente) im 16. Jahrhundert. Aus dem 17. Jahrhundert kennen wir bisher überhaupt noch keine in der Schweiz hergestellten Spielkarten.

Im 18. Jahrhundert ändert sich das Bild. Im Solothurner Dorf *Mümliswil* lassen sich gleich zwei Spielkartenmacher-Dynastien nachweisen. Die *Jäggi* betrieben die Kartenmacherei neben ihrem Bauerngewerbe fast 200 Jahre lang, wir wissen wenig über sie. In diese Familie heiratete *Rochus Schär* (1697–1773) hinein. Er stammte aus dem Luzernischen, stellte gewerbsmässig Karten her; seine drei Söhne und deren Nachkommen führten dieses Gewerbe bis etwa 1865 weiter.[152] Auch in der Innerschweiz gab es mindestens eine Vater-Sohn-Folge in der Kartenmacherei, die *Schnieper* im Nidwaldner Rotzloch und in Luzern.[153] In der Nordostschweiz sind wir über die Schaffhauser Kartenmacherfamilien *Hurter* und *Müller* gut wohlunterrichtet.[154] Auf sie geht die heute in Europa führende Spielkartenfabrik AG *Müller* in Neuhausen am Rheinfall zurück.

Zahlreich waren die Kartenmacherdynastien in der französischen Schweiz: die Vachet von den 1730er Jahren bis um 1850 in Lausanne, die *Gaßmann* aus dem

Luzernischen von 1791 bis in 1880er Jahre in Genf, beispielsweise. Frappant ist eine Parallele zu den Burdel: *François Rochias* aus Thiers in der Auvergne wanderte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ins Neuenburgische ein und begründete eine Kartenmacherdynastie, welche dort etwa 100 Jahre lang nachgewiesen ist.[155]

2. Spielkarten – Volkskunst oder Industrie?

Die Spielkarten tauchen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei uns als Massenerzeugnis auf, das sich über Westeuropa verbreitet mit der Schnelligkeit einer Epidemie. Das erste, was wir von ihnen hören, sind Verbote. Die Spielkarten waren mit dem *Holzschnitt* als Herstellungstechnik so eng verbunden, dass man heute dazu neigt, dessen Aufkommen früher anzusetzen. Vom 15. Jahrhundert sind auch Kartenspiele bekannt, die von namhaften Künstlern für Sammler verfertigt wurden; es spricht jedoch mindestens ebensoviel dafür, dass die Inspiration dabei von den Volksspielkarten ausging, als umgekehrt. Die Karten, mit denen man in der Schweiz jahrhundertelang spielte, entstammen dem Handwerk und bilden mit ihrer Traditionstreue – namentlich des schweizerdeutschen Kartenbildes – einen charakteristischen Teil schweizerischer Volkskultur.

Die Karten mit französischen Farbzeichen waren viel einfacher, rationeller herzustellen als die mit den deutschweizerischen. Hatte man im 16. Jahrhundert noch im ganzen Gebiet der deutschsprachigen Eidgenossenschaft mit Rosen und Schilten gespielt, so verbreiteten sich Kreuz und Schaufeln im 18. Jahrhundert von der westlichen Sprachgrenze bis zur Napf-Reuss-Linie und brachen von Konstanz, der kulturellen Hauptstadt, her in den Thurgau ein.[156] Dies hatte weniger mit dem Vordringen des französischen Geschmacks zu tun, als mit dem billigeren Preis der Karten, bedingt durch günstigere Herstellungskosten. Die aus Frankreich eingewanderten Kartenmacher, welche ihre Erzeugnisse nach der oben beschriebenen durchrationalisierten Arbeitsweise herstellten, waren klar im Vorteil und bewirkten teilweise eine neue Ausrichtung des Marktes.

In der Innerschweiz mit Glarus, Zug, Zürich, Schaffhausen, Teilen des Aargaus, St. Gallen, und den beiden Appenzell hielt man jedoch am alten schweizerischen Kartenbild fest. Vor allem wollten sich die Spieler nicht umstellen. «Dieses Gleichbleiben über fünf Jahrhunderte kann man als volkskundliches Wunder bezeichnen.»[157] Vermutlich gab es hier viele kleinere Kartenmacher, wohl auch nebengewerbliche, die selten selber Holzstöcke zu schneiden verstanden und sich behalfen, wie sie eben konnten. Als einzige Westschweizer Kartenmacher stellten die Burdel auch Deutschschweizer Karten her. Sie waren offensichtlich von keinem französischen Überlegenheitsdünkel angekränkelt, sondern besassen einen gesunden Riecher für den Markt und wussten ihre Position als privilegierter Monopolist eines regierenden Ortes – ein Lausanner Kartenmacher beklagte sich vergeblich über ihre Konkurrenz – auch in der Innerschweiz auszumünzen. An Qualität und Viel-

seitigkeit der Produktion hatten sie im 18. Jahrhundert in der Schweiz nicht ihresgleichen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war die herkömmliche Spielkartenherstellung im Handbetrieb gegenüber der fabrikmässigen mit den neuen Drucktechniken nicht mehr konkurrenzfähig. Die alten Kartenmachernamen verschwanden einer um den andern; das Kartenmacherhandwerk starb aus. Bei den Fabriken zeichnete sich bereits jener Konzentrationsprozess ab, der in unserer Zeit nur noch eine einzige schweizerische Spielkartenfabrik übrigliess. Die Burdel hatten in Alphonse Favre immerhin noch einen herkömmlichen Nachfolger.

3. Eine faszinierende Familie

Seit einigen Jahren kümmert sich die Schweizer Volkskunde um Lebensläufe von einfachen Menschen, weil durch die Geschichtsschreibung die längste Zeit immer nur die Herausragenden oder Angehörigen der oberen Schichten bekanntgemacht wurden. Wir haben immer Ausnahmen erforscht, ohne die Regeln zu kennen, denn diese waren selten aktenkundig.

Eine glückliche Quellenlage ermöglicht uns hier, eine einfache Einwandererfamilie über ein Vierteljahrtausend zu verfolgen, von einem Hufschmied Burdel in einem französischen Provinzstädtchen bis zu einem Hufschmied Bürdel in einem Deutschfreiburger Voralpendorf.

Charakterlich auffallend an ihr: Eine hartnäckige Tüchtigkeit, die sich fast überall bewährt und der Mut, notfalls anderswo sein Glück zu versuchen, immer wieder neu anzufangen und sich zähe durchzubeissen. In allen Generationen hat die Familie Auswanderer (selbst einen amerikanischen Zweig konnte ich kennenlernen); im Notfall sind sie sogar tapfer genug, zurückzukehren, um es daheim doch noch zu schaffen.

Wirtschaftshistorisch bemerkenswert: Wie man von der Spielkartenherstellung zur Färberei und von dort zur Chemie kommt, nicht nur in Basel (wo zwischen den Kartenmachern und den Seidenbandfärbern verbindungslose Jahrhunderte vergingen), sondern im industriell unterentwickelten Freiburg – mit einem Kantonschemiker als Endpunkt.

Menschlich berührend: Der illegitime Ableger eines französischen Einwanderers, der in ein deutschsprachiges Landdorf verdingt wird, dort zwar zuerst selbst ein illegitimes Kind zeugt, dann aber zum Stammvater des gesünderen Zweiges wird, der trotz viel schlechterer Lebensbedingungen als die begünstigte legitime Linie in einem wilden Voralpentalgrund schliesslich überlebt, während die städtische ausstirbt.

In dieser Ausprägung wird man diese Familiengeschichte kaum als regelhaft hinstellen wollen, aber haben wir genügend Vergleiche, um sie als Ausnahme zu bezeichnen?

Anmerkungen

1 Die Studien des Verfassers zur Familiengeschichte, namentlich des Sensler Zweiges, wurden ohne wissenschaftlichen Apparat publiziert im Auftrag von Felix Bürdel, Plasselb, in einem Privatdruck «Burdel – Bürdel – Eine bewegte Familiengeschichte», Freiburg 1996. Die hier wiedergegebene, erweiterte Fassung mit Apparat umfasst die Zeit von den ersten Nachrichten zu Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1913.

2 Vgl. Dizionario dei Concili, diretto da Pietro Palazzini, vol. 1o, Roma 1963, pp 41–45.

3 Mairie d'Anse, Livre de Paroisse 1720–1729, fol. 140 v.

4 Nach einem Stammbaum-Entwurf von unbekannter Hand in deutscher Sprache aufgeschrieben, im Besitze von Antiquar Michel Dumont in Freiburg; ihm – selber ein Burdel-Nachkomme – sei für die Benutzung seiner Dokumente bestens gedankt.

5 Mairie d'Anse, Livre de Paroisse 1730–1739, fol. 107 v.

6 Originaldokument im Besitz von Michel Dumont. – Die Freiburger Kartenmacherdynastie Burdel wurde erstmals behandelt durch Balz Eberhard in «Cartiers Fribourgeois», der Begleitschrift zur Spielkarten-Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte anlässlich der Tagung der International Playing Card-Society in Freiburg 1987 (zit. Eberhard).

7 Henri-René d'Allemagne: Les Cartes à jouer du XIVe au XXe siècle. Paris 1906, Bd. II, S. 624.

8 Ebenda, S. 239.

9 Peter F. Kopp: Die frühesten Spielkarten in der Schweiz. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte (ZAK) 1973, S. 130.

10 Ebenda, S. 131ff. – Die Datierung um 1377 hat sich neuerdings noch erhärtet, vgl. Detlef Hoffmann: Schweizer Spielkarten 1. Schaffhausen 1998.

11 Grundsätzlich zum Sachgebiet: Schweizer Spielkarten. Ausstellungskatalog Zürich 1978; zu beziehen beim Museum für Gestaltung, Zürich («Schweizer Spielkarten»).

12 «Schweizer Spielkarten», S. 16. – Die Theorie von Marianne Rumpf (Zur Entwicklung der Spielkartenfarben in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich, SAVk 72 [1976] S. 1ff.) ist nicht übernommen worden; ihr Grundgedanke, dass oft Missverständnissse am Anfang neuer Farbzeichen gestanden haben dürften, hat jedoch viel für sich.

13 Jean-Pierre Perret: Les Imprimeries d'Yverdon au XVIIe et au XVIIIe siècle. Lausanne 1945, S. 80–94.

14 Für die Erlaubnis und Mithilfe beim Reproduzieren der Abbildungen aus der Encyclopédie d'Yverdon sei dem Leiter der Handschriftenabteilung der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Dr. Joseph Leisibach, freundlich gedankt.

15 Henri-Louis d'Allemagne II, S. 495 (Statuts, art. 9), 608; Eberhard, S. 7.

16 d'Allemagne II, S. 255, Abbildung der ersten Statuten, S. 258.

17 d'Allemagne II, S. 608.

18 Abgebildet bei d'Allemagne II, S. 251.

19 Original-Dokument im Besitz von Michel Dumont.

20 Eberhard, S. 8 mit Quellenangaben, S. 29, Anm. 17.

21 d'Allemagne I, S. 293.

22 d'Allemagne I, S. 318.

23 d'Allemagne I, S. 321.

24 Vgl. Eberhard, S. 9.

25 Freundliche Mitteilung von Dr. Alain-Jacques Tornare, Marsens.

26 Eberhard, S. 9, vgl. «Schweizer Spielkarten» (wie Anm. 11), S. 226, wo das Niederlassungsjahr zu korrigieren ist.

27 Staatsarchiv Freiburg (SAFR) RM 304 1752, S. 310. Archivar Hubert Foerster, unermüdlich im Helfen, Raten und Hinweisen, hat sich um die Entstehung dieser Arbeit besonders verdient gemacht, es sei ihm herzlichst gedankt.

28 SAFR RM 305 1754, S. 70.

29 Balz Eberhard: «Les cartiers fribourgeois», Katalog, S. 24, wo leider keine einzige Karte abgebildet ist; eine Abbildung findet sich in «Schweizer Spielkarten». S. 218, Nr. 174b.

30 Bescheinigung im Besitz von Michel Dumont.

31 Simon Joseph Uldalric Wild (1727–1794) war der letzte seines Geschlechts, er wurde 1767 Mitglied des Rates der 60, 1778 Venner des Spitalquartiers, 1781 Mitglied des Kleinen Rates, 1784–1786 Landvogt in Lugano, 1790 Seckelmeister.

32 Im Besitz von Michel Dumont.

[33] Eberhard, S. 11.

[34] Die Rechnung bei Eberhard (S. 12ff.) basiert auf unrichtigen Währungen: Burdel verlangte 3000 Pfund, nicht Ecus, und erhielt 2000 Kronen; er hatte der Stadt in den letzten 5 Jahren je 200 Pfund, total 1000 Pfund zurückzuzahlen.

[35] Lt. Kopie des Schuldbriefes im Besitze von Michel Dumont.

[36] Das Jassen kam aus Holland und wird bei uns in den 1790er Jahren im Schaffhausischen zuerst belegt; über seine Verbreitung vgl. den Atlas der schweizerischen Volkskunde, Teil I, 2. Basel 1988, S. 1118–1180 sowie die Karten I 141.

[37] Im Besitz von Michel Dumont.

[38] Zur Entstehung des Tarockspiels vgl. Michael Dummett: The game of Tarot from Ferrara to Salt Lake City, London 1980.

[39] Peter F. Kopp: Die ältesten Innerschweizer Kartenspiele und ihre Regeln. Kultur im Kartenspiel. In: Der Geschichtsfreund, Stans 1986, S. 28f.

[40] Franz Küenlin berichtet von einem Brauch in der Gegend von Rue, wo als Tarockfiguren verkleidete Personen über Verstorbene eine Art Totengericht abhielten. (Franz Kuenlin: Dictionnaire géographique, statistique et historique du Canton de Fribourg. Genève 1980, S. 310f.)

[41] Wegbereiter war der am Genfersee aufgewachsene Hugenotte Court de Gébelin (Le monde primitif comparé avec le monde moderne. Paris 1781), der irrtümlich das Tarockspiel aus dem antiken Ägypten herleitete. Auf ihm fusst der im Volkskundeatlas angeführte Léon Robadey (Quelques mots sur le jeu de tarot. In: Etrennes fribourgeoises 35, S. 117–123, 36, S. 135–147, Fribourg 1901/02), der nicht das Spiel beschreibt, sondern die Karten deutet.

[42] Durch Stuart R. Kaplan (Toronto/New York), der in den 1970er Jahren auf der Spielzeugmesse zu Nürnberg am Stand der AG Müller erstmals ein gewöhnliches Tarockspiel entdeckte und damit die sogenannte Tarot-Welle lancierte, die von den Esoterikern bereitwillig aufgenommen wurde. (Lt. Aussage von E. J. Nigg, der damals als Verkaufschef die Bestellung entgegennahm.)

[43] Von der dazu verbreiteten, fast uferlosen Literatur ist der weitaus grösste Teil gegen besseres Wissen ab- und zusammengeschrieben.

[44] «Schweizer Spielkarten», S. 197, Nr. 156a und 156b.

[45] SAFR RM 1778, S. 372.

[46] Eberhard, S. 15.

[47] Lt. Stammbaum im Besitz von Michel Dumont.

[48] Getauft am 10. Juni 1755 in der Pfarrkirche zu St. Niklaus (SAFR PP IIa, S. Nicolas, Baptêmes 1718–1788).

[49] Dokument im Besitz von Michel Dumont.

[50] Bei Eberhard, S. 10, irrtümlich 1768, vgl. SAFR RM 337 Ratsmanual von 1786, S. 225.

[51] SAFR RM 337 Ratsmanual von 1786, S. 361.

[52] Ebenda, S. 377.

[53] Eberhard berichtet (S. 15, 32), er sei am 15. März 1815 im Spital zu Mainz gestorben. Dies dürfte eine Verwechslung sein mit Jean Claude Burdel, der ausdrücklich als Sohn des Xavier bezeichnet ist und lt. Zeugenaussage vom 24. Mai 1815 am 19. März 1814 im Spital zu Mainz starb (Dokument im Besitz von Michel Dumont).

[54] Original im Besitz von Michel Dumont.

[55] SAFR, PPIIa, S. Nicolas Baptêmes 1718–1788, fol. 416r; Paten waren der Bürger Christoph Bruno Haimo – daher der Vorname – und Elisabeth Michon, geborene Schuphauer.

[56] Pfarrarchiv Rechthalten, Taufbuch 1761–1824.

[57] Ebenda, Ehebuch 1690–1830, S. 87.

[58] Ebenda, Taufbuch 1761–1824, SS. 32, 38, 47, 63, 78, 84, 100, 114, 142.

[59] Um diese Zeit galt eine spanische Dublone in Freiburg 540 Schillinge, 20 Schillinge ergaben ein Pfund, das jedoch eine reine Rechnungseinheit war und nicht ausgeprägt wurde; 8 × 540 Schillinge entsprachen also 216 Pfund. Vgl. Norbert Furrer: Das Münzgeld der alten Schweiz, Grundriss. Zürich 1995, S. 157.

[60] 1785 und 1788 wird Entenmoos als Wohnort im Taufbuch angegeben, das sehr nahe bei der Kapelle liegt, und 1790 figuriert wieder diese als Wohnort. Auf Zehntenplänen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts werden in der Nähe der Kapelle mehrere Landstücke und ein Haus am Weg von der Kapelle zum Entenmoos bezeichnet als Eigentum des Peter Piller, Sohn des Franz sel. (SAFR H 64 Nr. 44 und 56). Laut Brandkataster von 1824 besass Hans Piller dort zwei Wohnhäuser mit Scheune, versichert je zu 200 Franken (SAFR AF 18, S. 239).

[61] Pfarrarchiv Rechthalten, Ehebuch, S. 136.

[62] Binno ist ein Übername für Zbinden, vgl. Hubert Foerster: Umstrittener Strassenunterhalt im Oberland im 18. Jahrhundert. Im Freiburger Volkskalender 1996, S. 75.

[63] Pfarrarchiv Rechthalten, Taufbuch 1761–1824, S. 183.

[64] Vgl. Geschichte des Kantons Freiburg. Freiburg 1981, Bd. I, S. 492.

[65] SAFR H 31: Manual de la Chambre administrative, 1798, S. 63. – 1800 wird er Inspektor genannt und erhält zweimal 36 Ecus 18 Batzen monatlich als Lohn und Unterhalt des Schallenwerks, ferner 12 Ecus für die Besoldung der drei Schallenmeister (ebendort H 33, S. 87 und 105).

[66] Zum Freiburger Schallenwerk vgl. Théodore Corboud (Les maisons pénitentiaires du Canton de Fribourg et les réformes qu'il serait désirable d'y apporter. Fribourg 1890.) und Yvan Duc (Les maisons de détention fribourgeoises durant la première moitié du XIXe siècle. [185–1850]. Mémoire de licence. Fribourg 1985). Lt. Hermann Schöpfer enthalten die heutigen Gebäude noch Reste, die auf das 17. Jahrhundert zurückgehen.

[67] Im Schweizerdeutschen Wörterbuch findet sich der Begriff Schallenwerk nicht, dafür Schallenhus (II, 28) und Schallenmeister (II, 528). Der Name wird dort von einer mittels eisernem Halsring befestigten Schelle hergeleitet; eine andere Herleitung geht von eisernen Kugeln aus, welche die Gefangenen an Fussketten scheppernd hinter sich herzogen, den Schellen des Kartenspiels ähnlich.

[68] Wie Anm. 65, S. 105.

[69] Balz Eberhard: Spielkarten und Spielkartensteuer in der Helvetischen Republik 1798–1803. In: ZAK 1973, S. 169–184, bes. Tabelle S. 180. Allerdings sind nur sehr wenige Karten von Xavier Burdel erhalten. Zur Spielkartensteuer in verschiedenen Kantonen hat Balz Eberhard in loser Folge im Bullertin der Cartophilia Helvetica weitere Studien publiziert.

[70] SAFR CE I 2. RM 1804, S. 320, 336, 962, 1066; vgl. Eberhard, S. 21ff.

[71] Erwähnt im Katalog «Les cartiers fribourgeois» von Balz Eberhard, Freiburg 1987, S. 15, mit zweisprachigem Text, leider ohne Abbildungen

[72] Wohl Jean Joseph.

[73] SAFR CE3: RM 1805, S. 417f, 585.

[74] SAFR, CE I 8: RM 1810 (16. Juli), S. 419.

[75] SAFR, CE I 9: RM 1811 (7. Jan.), S. 7. – Er wurde am 25. ersetzt durch François Nicolas Possart (S. 36).

[76] 16.11.1786–1.7.1854, Tochter des Jean (SAFR, RP IIa S. Nicolas, Baptêmes, fol. 477 v, IId 7, – Décès, S. 54.)

[77] SAFR, Recensement 1811, zit. nach Eberhard, S. 30.

[78] 2.5.17814, lt. Heimatschein vom 18.6.1812 im Besitz von Michel Dumont.

[79] SAFR, CE I 9: RM 1811 (21.6. und 26.8.), S. 331 bzw. 410.

[80] Eberhard, Katalog, S. 28f.

[81] «Directeur de la maison de force et de correction», so im Schreiben des Polizeirates an Jean-Jacques Burdel vom 24.12.1818 im Besitz von Michel Dumont.

[82] Sein Todesdatum konnte nicht ermittelt werden. Von seinen weiteren Kindern gibt Eberhard, S. 33ff., die eruierbaren Daten. Unerwähnt ist bei ihm eine Tochter, Veronika, die um 1842 Johann Kaeser ehelichte, der an der Steinernen Brücke ein Geschäft betrieb und später Grossrat wurde, vgl. Pius Kaeser: 600 Jahre Bauernerbe – Familiengeschichten aus Fendringen, Uttewil und Litzistorf/Bösingen. Fendringen 1995.

[83] SAFR Af 17a Brandkataster 1824, fol. 55.

[84] Die Société économique hatte dies seit Jahren gefordert, damit Ersttäter nicht von Gewohnheitsverbrechern verdorben würden.

[85] Duc, S. 40f.

[86] SAFR DP 24, S. 2531, 25.3.1822.

[87] Ebenda, S. 304f.

[88] SAFR DP 50, Correspondance, S. 83, 1.7.1831.

[89] SAFR Af 49a Brandkataster 1834, fol. 100.

[90] Eberhard, S. 18. – Er ist dort nur gerade im Jahr 1844 belegt, vgl. Brandkataster (SAFR Af 659).

[91] Walter Haas: Der Freiburger Spielkartenmacher Alphonse Favre. In: Freiburger Geschichtsblätter 71 (1994), S. 186f. sowie Abb. 6.

[92] SAFR RP IId 7; S. Nicolas Décès, p. 246, am 18.1.

[93] Haas, S. 181.

[94] Getauft am 4.6.1794, † am 11.3.1814, lt. Geburtschein und Totenschein im Besitze von Michel Dumont.

[95] Gesetz vom 16.5.1804. – Vgl. Hubert Foerster: 175 Jahre Freiburger Polizei. Freiburg 1979.

[96] Ebenda, S. 18.
[97] Ebenda, S. 20.
[98] SAFR DI IIa 2 Volkszählung 1811, S. 332.
[99] SAFR Brandkataster Af 4 1819–1823, fol. 208.
[100] SAFR Brandkataster Af 34 1829, fol. 258.
[101] SAFR Brandkataster Af 51 1834, Plasselb, fol. 6.
[102] Am 8.1., v. SAFR A. Thürler, Pfarreiregister Plasselb 65, S. I.208.
[103] SAFR DP Protokoll des Polizeirates vom 5.2.1825, S. 315.
[104] Ebenda, DP 9, S. 264, 31.10.1828.
[105] Ebenda, DP 9, S. 272f., 14.11.1818.
[106] Seine Frau war eine Anna Maria Schafer aus Brünisried und etwa fünf Jahre älter als er; zum Wohnort vgl. Volkszählungen SAFR DI IIa 16 1834, S. 276, in Nr. 7, 25 1836, S. 107 in Nr. 6, ebenso 32 1839, S. 137.
[107] Die Anm. 95, S. 26, vom 28.1.1835.
[108] Tochter des Johann selig und der seligen Anna, geborene Neuhaus (SAFR DP 49, S. 61, vom 18. April 1830).
[109] DP 49, S. 120, vom 14.8.1830.
[110] SAFR A.Thürler 65, S. I.241.
[111] Plasselb Pfarreiregister Ehebuch, S. 88.
[112] Plasselb Pfarreiregister, S. 80.
[113] Am 21. Juli 1846 (Pfarregister, S. 178f.)
[114] SAFR Brandkataster Af 67a, 1845.
[115] SAFR Brandkataster Af 95a Plasselb, S. 9.
[116] * 9.2.1848 Pfarreiregister Taufen, S. 91.
[117] Zur Geschichte von Plasselb s. Athanas Thürler: Das Freiburger Oberland und seine Vergangenheit. In: Beiträge zur Heimatkunde 1977, S. 50–67.
[118] Am 16. März 1873 (Totenreg. S. 43).
[119] SAFR Brandkataster Af 323, fol. 9.
[120] Tochter des Peter und der Maria Anna, geborene Zbinden, aus Oberschrot.
[121] * 22. Januar 1884, lt. Familienschein.
[122] * 23. Februar 1888.
[123] Vgl. Josef Jungo: Die Aufforstungen des Staates Freiburg in den Tälern der Ärgera, des Höllbachs und der Sense. In: Beiträge zur Heimatkunde 1977, S. 170–186.
[124] Getauft am 4.8.1782, lt. Auszug aus dem Taufbuch St. Nikolaus, im Besitz von Michel Dumont.
[125] Zeugnis im Besitz von Michel Dumont.
[126] Orignial im Besitz von Michel Dumont.
[127] Bei der Heirat, 1804, als Marie Bennot eingetragen, Bennot = Binno; ihr Mann figuriert als «Conjux Mariae natae Zbinden ex Tavel» im Totenbuch von S. Nikolaus.
[128] SAFR, AF1 Brandkataster 1812, Af3 1819, fol. 59.
[129] Getauft am 27.1.1805.
[130] Votivbilder aus dem Freiburgerland. Ausstellungskatalog von Yvonne Lehnherr. Freiburg 1978. Nr. 74. Text S. 23: Federzeichnung und Gouache auf Papier, Format 27,5×28 cm, im Museum für Kunst und Geschichte, Inv.-Nr. 14 668-47, Abb. S. 50. – Lt. Eberhard (S. 34) wurde Jean am 21.6.1807 getauft und heiratete am 22.11.1829 Anne-Marie Waber (Wäber?) aus Tafers, sein Todesdatum ist unbekannt.
[131] Protokollauszug vom 13.4. im Besitz von Michel Dumont.
[132] Orignial im Besitz von Michel Dumont.
[133] Lt. Eberhard (S. 34) am 11.9.1831, der Ortsname ist zu korrigieren.
[134] SAFR Af 33a Brandkataster 1829 und Af 49a 1834, fol. 110.
[135] Vgl. Rainer Schneuwly: Balmgasse/Rue de la Palme. Geschichtliches und Geschichten zu den zweiundzwanzig zweisprachig beschrifteten Strassen und Plätzen in Freiburg i.Ü., Freiburg 1995, S. 99.
[136] Am 18. Dezember 1841 (SAFR RP IId 5 St. Nicolas Décès, p. 279).
[137] SAFR Af 65a Brandkataster 1844, fol. 91.
[138] fol. 115.
[139] Nach dem Nekrolog in: Etrennes Fribourgeoises 1910, S. 21f.
[140] Auszüge aus seiner Autobiographie sind publiziert von Gérard Guisolan unter dem Titel: «Jean-Joseph-Ignace Burdel, chercheur d'or en Australie». In: Die Freiburger in aller Welt. Zur Ausstellung in der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg 1987, S. 90–99.

141 SAFR RP IId 5 St. Nicolas Décès, p. 280; gestorben am 12. Juni 1841 zu Baltimore USA, in Freiburg am Ende des Jahres eingetragen.
142 Am 7.10.1861 (SAFR RP IId 7 S. Nicolas Décès, p. 246).
143 Lt. Brandkataster 1864, in den 1870er Jahren verkauft (SAFR Af 118, fol. 66).
144 SAFR RP IIa S. Nicolas, Baptêmes, p. 288.
145 Geboren in Bern am 15.2.1888. Dokument im Besitze von Michel Dumont.
146 Dictionnaire des adresses de la Ville de Fribourg 1880, S. 25.
147 Kaufbrief vom 6.7.1889 im Besitz von Michel Dumont.
148 1.11.1887 – 5.8.1946.
149 Nekrolog von René Landerset in: Etrennes Fribourgeoises 1947–1948, S. 137ff.
150 Peter F. Kopp: Die frühesten Spielkarten in der Schweiz. In: ZAK 1973, S. 142, Schweizer Spielkarten S. 34.
151 Ebenda, S. 14.
152 Vgl. Bruno Saner: Die Spielkartenmacher von Mümliswil. In: Jurablätter, Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde 1980, S. 17–26.
153 «Schweizer Spielkarten», S. 220 f., vgl. Karl Flüeler: Rotzloch. Industrie seit 400 Jahren. Beiträge zur Geschichte Nidwaldens, hg. vom Hist. Verein Nidwalden, Nr. 36, Stans 1977, S. 85–92.
154 «Schweizer Spielkarten», S. 222ff., ausführlicher bei Hans B. Kälin: Hurter und Müller, Schaffhauser Spielkartenfabrikantenfamilien. In: Regio-Familienforscher, Mitteilungsblatt der Genealogisch-Heraldischen Gesellschaft der Regio Basel. Juni 1995, S. 16–29.
155 Sie alle sind durch Balz Eberhard in grossen Zügen erforscht worden («Schweizer Spielkarten», S. 225f.).
156 Zur Verbreitung der Kartenbilder um 1800 vgl. Eberhard, Spielkartensteuer, S. 180f., und um 1940, s. Atlas der schweiz. Volkskunde (wie Amn. 35).
157 Lucas Wüthrich: Spielkarten des 16. Jahrhunderts im Schweizerischen Landesmuseum. In ZAK 1973, S. 147.

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH